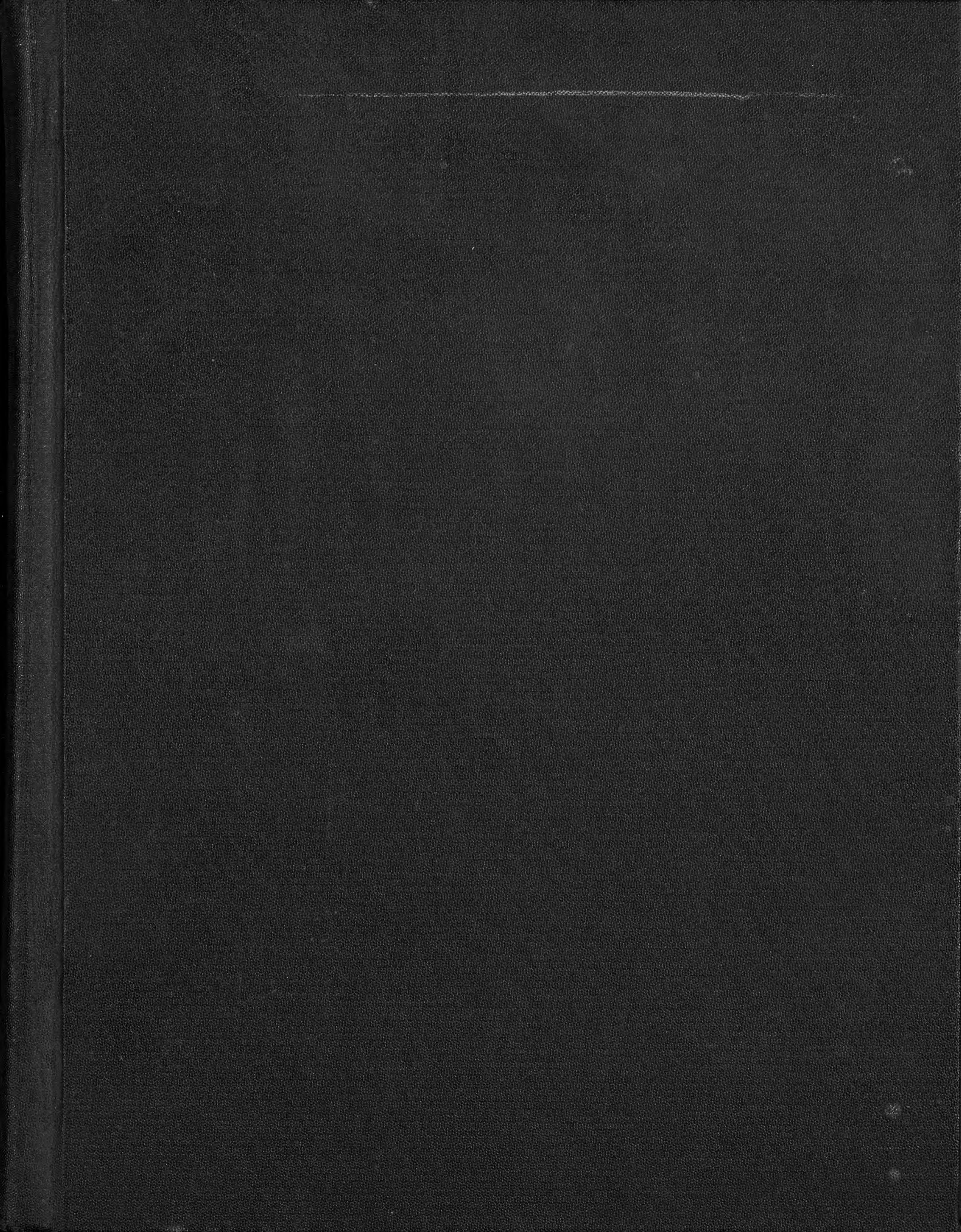
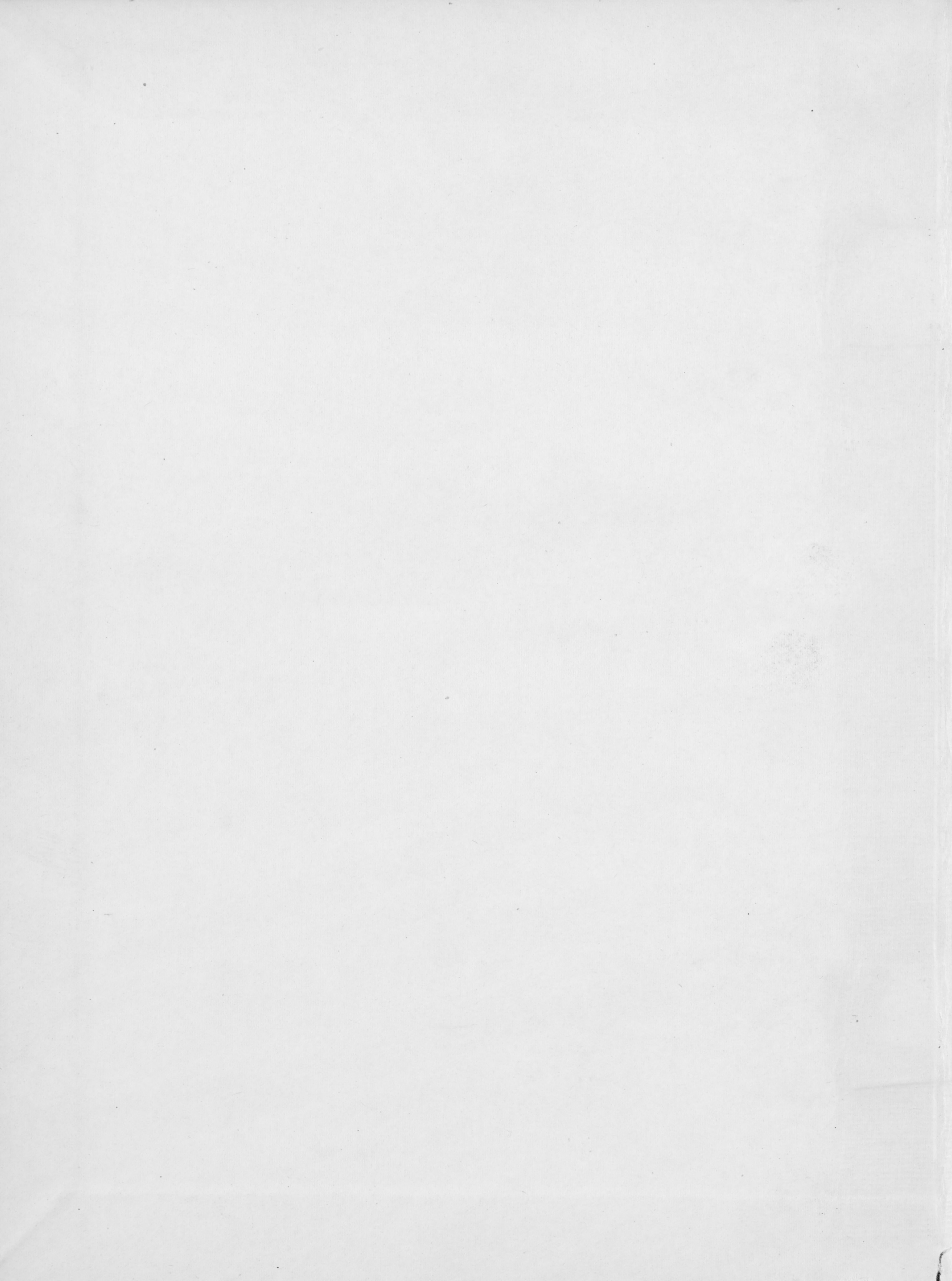








DER MARIENBOTE



Oktober 1946

Inhalt

Weihnachten kommt!

Eines der schönsten Weinachtsgeschenke ist immer noch ein Buch. Die zweite, neue Ausgabe des Gebetbuches „Wir beten" ist in kurzer Zeit verkaufsbereit.

Die neue Ausgabe des Buches „Wir beten" ist 3½x5" groß, hat schönen, sehr deutlichen, großen und deutschen (nicht lateinischen) Druck und viel mehr Gebete als die erste Ausgabe. Anstatt einer Messe, wie in der ersten Ausgabe, hat das neue Buch drei Messen. Neue Andachten zum gekreuzigten Heiland, zum heiligsten Herzen Jesu und zur heiligen Gottesmutter wurden neben anderem der Neuausgabe hinzugefügt.

Bestelle es, um anderen eine wirklich schöne Weihnachtsfreude zu machen.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

Fr. J. Peters O.M.I. — Assistant Editor.

Nr. 1 Oktober 1946 15. Jahrgang

Dies und Das

Wieder ein Jahr. Wiederum beginnt der Marienbote einen neuen Jahrgang. Es ist das nun der fünfzehnte. Vierzehn Jahre ist kein großes Alter für eine Zeitschrift. Entscheidende Dinge können aber im Laufe dieser Zeitspanne geschehen. Als der Marienbote zum ersten Male in die Welt hinauswanderte, war mancher noch klein, der heute schon groß ist. Viele Sorgen, die wir heute schleppen, waren uns damals noch fremd, und mancher Freund, der damals lebte, ist heute nicht mehr. Auch ein Krieg kam mit den Jahren, der uns vieles nahm und wenig Frieden brachte.

Nun schauen wir wieder in die Zukunft. Prüfend eilen unsere Blicke über unsere Felder, abschätzend, was dort wohl mehr gediehen, Hoffnung oder Enttäuschung. Prüfend suchen wir auch hineinzuschauen in die große Finsternis, mit der sich die Weltgeschehen der Gegenwart umhüllen. Auch von dort spricht man uns von Hoffnung und warnt vor Enttäuschungen. Was wirklich kommen wird, weiß niemand. Eines nur ist uns bekannt, daß nämlich der große Tag des Friedens sein Licht über uns noch nicht aufgehen ließ. Jedes Mal, wenn die Sonne im Osten sich erhebt und wenn sie abends untergeht, stellt sich uns dasselbe Weltbild dar, das alte Weltbild des Jammers und der Ungewißheit.

Unruhig durchwandern wir die Straßen der Geschichte. Liebe und Haß, Gerechtigkeitssinn und brutales Brechen aller Rechte, guter Wille und trotzender Eigensinn durchjagen wie wechselnde Winde unsere Gemüter, gerade so stürmisch und so unberechenbar, wie es die Lüfte immer tun in den wechselnden Jahreszeiten des Frühlings und des Herbstes. Nur, daß wir heute nicht wissen, ob diese Winde uns die Vorzeit eines neuen, bauenden Sommers künden, oder ob sie uns vom Herbste sprechen und von einem langen, toten Winter, vor dessen Toren wir stehen.

Alles ist ungewiß, weil wir selbst ungewiß sind. Der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts ist weder ganz schlecht noch ganz gut. Er ist ein Gemisch von beidem. Seit Anfang der Menschheitsgeschichte war es schon so und es ist seit der großen Stunde der Erlösung noch viel wirklicher geworden, daß jedem einzelnen Menschen und jeder Menschengruppe, sei es nun Familie, Organisation

oder Volk, vom Herrn ein Grundkapital der Gnade und somit auch der Güte gegeben wird. Alles und jeder, ganz gleich wie schlecht auch der Name klingen mag, hat etwas an sich, das wie vom Himmel überschattet zu sein scheint, etwas, das gut ist und wahr und edel, wie der ewige Gott gut und wahr und edel ist.

In jedem einzelnen Menschen und in jedem seiner Werke lebt aber auch das uralte Verlangen des Geschöpfes, dem Herrn das Paradies abzustreiten. Jenes Paradies, in dem das tägliche Brot nicht im Schweiße des Angesichtes, sondern in Lust und Freuden und stolzem Selbstbewußtsein gegessen wird.

Es ist das der geheimnisvolle Schatten der Sünde, der sich hier offenbart.

Beides, das Göttliche und das Böse, wurzeln gar tief in unserem Blute und in unserem Geiste. Da wir das Gute, das uns Natur ist, nicht vergessen können, und da wir das Böse, das wir uns zur zweiten Natur gemacht haben, nicht lassen wollen, sind wir zu einem hypokritischen Menschengeschlecht geworden. Wir können von großen Idealen sprechen und zu gleicher Zeit die größten Räubereien begehen. Wir benutzen die Logik der Wahrheit und haben Lüge im Sinn. Das Christentum, das katholische und das protestantische, spricht begeistert vom Herrn, zeigt aber mehr Hingabe an den Geist der Welt als an die letzte Konsequenz alles Christenlebens: An den wahren Apostelgeist, aus dessen opfernder Liebe das Brausen des Geistes von oben spürbar ist. Wir nennen uns Christen, und können nicht verstehen, das Geburtskontrolle, Nationalhaß, Gleichgültigkeit der Not des Mitmenschen gegenüber, sei es Freund oder Feind, und daß auch unsere allzuweltliche, gottausschließende Politik himmelschreiende Sünden sind, die nicht von Priestern erfunden wurden, sondern von Gott selbst so genannt werden.

Wir haben uns weder ganz für das Gute noch ganz für das Böse entschlossen, darum ist alles so ungewiß und darum sind wir Heuchler beiden gegenüber, der Wahrheit und der Lüge. Und das macht alles so ungewiß. Wüßten wir wenigstens ganz genau, daß dieses oder jenes Lüge ist, dann hätten wir etwas, wonach wir uns richten könnten. Aber nicht einmal das ist uns bekannt und immer und ewig stehen wir vor den Überraschungen des Unerwarteten.

Möge der Herr uns aus dieser Sackgasse heraushelfen. Wir scheinen unfähig geworden zu sein, es selbst zu tun. Vielleicht, daß ein paar neue Schläge der Sünde uns doch einmal zur Besinnung bringen. Der letzte Krieg war wohl noch zu milde mit uns. Jedenfalls haben wir immer noch nicht gelernt, daß auch dieser Krieg kein Strafgericht Gottes war, sondern eine ganz natürliche Reaktion der Schöpfung auf die Sünde. Jede Sünde nämlich, ob groß oder klein, ist gegen die Gesetze der Natur. Und die Natur läßt sich nicht ungerächt ihre Gesetze brechen. Wir sagen ja immer, daß das Lügen kurze Beine habe und Haß blind sei. Von diesen kurzen Beinen und dieser Blindheit ist heute wohl genügend zu sehen. Keiner von uns ist weit gekommen und alle werden wir vor der blinden Wut des Hasses geschlagen, jene, die vom Hasse verfolgt werden, und auch jene, die diesen Haß gesät.

Es ist aber immer noch ein Gott über uns, und so lange er ist, bleibt der Welt auch die Hoffnung auf bessere Tage. Wann diese Tage kommen werden, hängt ganz davon ab, wie lange wir Heuchler zu bleiben gesinnt sind. Entscheiden wir uns ganz und ungeteilt für das Gute, dann wird die Gnade eines neuen Geistes wohl bald die Welt erneuert haben. Entschließen wir uns mit derselben Ungeteiltheit für das Böse, dann wird es auch schnell mit uns gehen. Dann werden wir und unsere Kultur bald nicht mehr sein und es werden sich auf der verwüsteten Erde Räume öffnen, in denen junge und bessere Kulturen sich entwickeln werden können.

Die Heuchlerei jedoch hält jede Möglichkeit zur Besserung auf.

Neue Siedlungsmöglichkeit. Neue Siedlungsmöglichkeiten stehen unseren deutschsprechenden katholischen Farmern im Peace River Distrikt, Alberta und B.C., offen. Pater Schickler, ein deutschsprechender Oblatenpriester des Peace River Landes, schreibt uns, daß eine neue Eisenbahnlinie zwischen Hines Creek, Alta., der letzten C.N.R. Station an der Fairview-Linie, und Fort St. John am Alaska Highway gebaut werden soll. Diese neue Linie soll dann wieder mit Britisch Columbien verbunden werden. Zweck der neuen Eisenbahn sei die geplante Kohlenindustrie im Peace River Distrikt.

Mit dieser Eisenbahn eröffnet sich dem Farmer des Distriktes eine ganz neue Zukunft. Er wird seinen Weizen schnell und billig befördern können.

In Fort St. John, B.C., schreibt Pater Schickler, ist die Neuansiedlung bereits in vollstem Schwunge. Die Regierung kann nicht schnell genug das Land vermessen.

Der Peace River Distrikt liegt an der Grenze von Britisch Columbien und Alberta. Während im Britisch Columbischen Teil noch „Heimstätte" zu haben sind, gibt es so etwas in Alberta nicht mehr. Dort verpachtet die Regierung das Land. Bearbeitet man es eine gewisse zeitlang, wird man Eigentümer. Während der Pachtzeit ist der Farmer selbstverständlich frei von Grund- und Bodensteuern. Siedlergruppen erhalten dazu noch ganz besondere Vergünstigungen. Zehn Familien bilden bereits eine Gruppe. Ihnen wird von der Regierung das Land urbar gemacht, die Kosten für diese Arbeit werden von den Farmern nach einem Plan bezahlt, der sich sehr günstig zeigt.

Hunderte unserer Leute, die nach neuen Landen suchen, könnten im Peace River Distrikt eine neue Zukunft finden. Das Land, nahe dem Gebirge gelegen, hat genügend Feuchtigkeit. Seit über zehn Jahren haben die dortigen Farmer keine einzige Mißernte erlebt. Die neue Eisenbahn wird sie nun mit Vancouver und mit Prince Rupert verbinden. Dadurch werden seine Auslagen für den Tranzport von Weizen und Obst niedriger werden als die Transportunkosten des Saskatchewaner Farmers es sind.

Viele deutschsprechende Katholiken sind bereits dort. Sie haben ihre Schulen und ihre Kirchen mit deutschsprechenden Priestern.

So mancher unserer Farmer oder unserer Farmersöhne denkt ans Auswandern. Hier in Saskatchewan haben wir den großen Vorteil gesehen, den die geschlossenen Kolonien von deutschsprechenden, katholischen Leuten haben. Wir könnten ganz leicht den Peace River Distrikt zu einer unserer neuen Kolonien machen. Jedenfalls sollten wir dieses neuwerdende und heute schon von deutschsprechenden Katholiken besiedelte Land im Auge behalten.

Weitere Auskünfte gibt: Pater J. Schickler O.M.J., Notikewin, Alta.

Der Schriftleiter.

Brautsegen der Kirche

Bei Hochzeitsmessen bemerken wir, daß der Priester sich nach dem Pater Noster dem Brautpaare zukehrt und über sie ein besonderes Gebet spricht. Es ist dieses ein eigener Segen für die Braut, ein Segen, von dessen Gnade das häusliche Glück in großem Maße abhängig ist. Beim Lesen dieses Brautsegens sehen wir, welch' große Ehrfurcht die heilige Kirche vor dem Sakrament der Ehe hat. Allen Segen und alle ihre besten Wünsche möchte sie über die Brautleute schütten, damit das junge Leben, das ihrer Liebe entwächst, zur Ehre Gottes erblühe und Glück und Liebe in die Welt bringe.

Lesen wir die Worte des Brautsegens und machen wir sie zum Programm unseres katholischen Familienlebens:

„Sei gnädig, Herr, unserem Flehen und schenke deiner Einrichtung, durch welche du die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes geregelt hast, gütig deinen Beistand, damit der Bund, der in dir seinen Ursprung hat, durch dich auch festen Bestand erhalte."

„Gott, du hast durch deine machtvolle Kraft aus dem Nichts das All erschaffen; du hast, nachdem du die Anfänge des Weltalls geordnet, dem nach Gottes Ebenbild erschaffenen Menschen im Weib eine unzertrennliche Gehilfin gebildet, indem du dem Leib des Weibes aus dem Fleische des Mannes seinen Ursprung gabst, zum Zeichen, daß das, was du aus einem zu bilden für gut befunden, nimmermehr getrennt werden darf. „Gott, du hast das eheliche Band durch ein so erhabenes Geheimnis geheiligt, daß du im Ehebund ein Vorbild schufst für die geheimnisvolle Verbindung Christi mit der Kirche. Gott, durch dich wird das Weib mit dem Manne verbunden und diese von Anfang festgelegte Gemeinschaft mit einem Segen beschenkt, der allein weder durch die Erbsünde noch durch das Strafurteil der Sündflut aufgehoben wurde. Sieh gnädig herab auf diese deine Dienerin, die bei ihrem Eintritt in die eheliche Gemeinschaft darum bittet, daß du sie schirmest und stärkest. Ihre Ehe sei ein Joch der Liebe und des Friedens; treu und keusch vermähle sie sich in Christus, sie bleibe stets eine Nachahmerin heiliger Frauen, sei liebwert ihrem Mann wie Rachel, weise wie Rebecka, langlebend und treu wie Sahra; nichts raube ihr von ihren Werken der Urheber der Sünde; sie halte fest am Glauben und verharre in den Geboten; einem Gatten vermählt, fliehe sie unerlaubten Umgang; sie schirme ihre Schwachheit durch standhafte Zucht; sie sei würdevoll durch Sittsamkeit, ehrwürdig durch Schamhaftigkeit, wohlunterrichtet in himmlischen Lehren, sie sei gesegnet mit Kindern, sei erprobt und makellos, und gelange zur Ruhe der Seligen und zum himmlischen Reiche. Beide mögen ihre Kindeskinder schauen bis ins dritte und vierte Geschlecht und das erwünschte Greisenalter erreichen. Durch Christus unseren Herrn. Amen."

Holiho diahu!

„Holiho diahu!"

Der Seppli jodelte aus voller Kehle und schnitt sich eine Schierlingsflöte zurecht. Dann spähte er ins Tal hinunter. Rauch stieg noch von den öden Brandstätten. Es sah wahrlich nicht zum Jodeln aus, und ihm war auch nicht drum. Aber er tat es doch.

„Holiho diahu!" Das freute seine Kühe, und der Anführer der kleinen verzweifelten Bauerngruppe, die vorhin durch den Paß zog, um Hilfe nach Buochs zu bringen, hatte ihm zugerufen: „He duia! Jodle nur zu, solang kei G'fahr umä ist. . . . . Das mir's wüßet."

G'fahr! Das war ein leeres Wort für den Bub. Er blickte nach dem Stanserhorn, da war kein Felsen im Rollen, kein Gewitter drohte im Osten, der schwarze Stier hatte sich nicht verstiegen — nun denn: „Holiho diahu!"

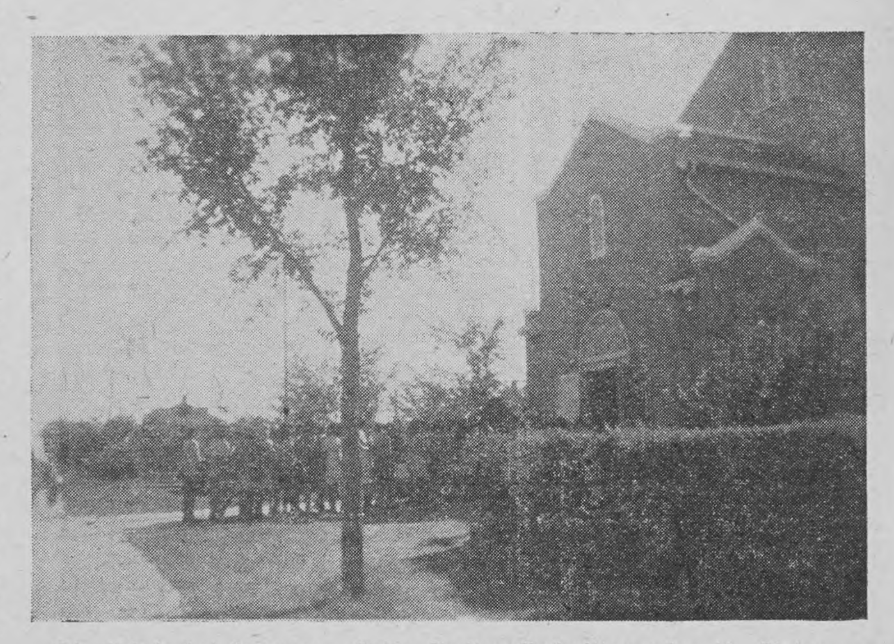
Die Tiere hoben ihr Haupt und bimmelten freudig, dann beschnupperten sie die mit Herbstzeitlosen übersäte Weide. Der Seppli setzte sich auf einen Felsen, schlenkerte mit den nackten Beinen umher und blinzelte die untergehende Sonne verständnisinnig an.

„Nei, wia schön!" Und der Pfarrer sagte, nur der liebe Gott könne die große Kugel so sicher durch die breite Himmelsbahn schieben. Wie groß schien die Welt! Sepplis Welt fing in Stans an und hörte bei den Wallenstöcken auf.

Daheim schalten sie ihn blöd und einfältig, weil er so wortkarg war. Aber das viele reden war nun einmal nicht sein Fall. Auf der Alp war das Nebensache: war er fröhlich, so jodelte er, und kam ihm etwas in die Quere, so pfiff er vor sich hin. Aber ein offenes Auge hatte der Seppli für die Schönheit seiner Heimat — nur eins! Das andere hatte er vor Jahren eingebüßt, als ein kleiner Kamerad neben ihm eine Flinte so ungeschickt handhabte, daß der Schuß dem armen Seppli ins linke Auge drang. Das Auge war dahin, aber der Seppli blieb recht lebendig dabei. Er sagte sich, daß er doch noch einen guten Schützen abgeben würde, dann brauchte er keine solche Fratze zu schneiden, wie die anderen, die beim Zielen immer ein Auge zukniffen. Ja, hätte er nur erst ein Gewehr! Er hob seine Weidengerte und zielte nach der Sonnescheibe und dann nach einem Baum. Den würde er sicherlich treffen, wenn er weiße Hosen trüge, wie die Männer, die gestern seines Vaters Hof in Kniri einäscherten, daß er mit dem Vieh auf die Weide fliehen mußte und keine Stätte mehr kannte, um sein Haupt hinzulegen. Und alle schrien: „Fürio! Fürio!" Und am Wege schliefen Frauen, Greise und Kinder, so fest, als wollten sie nie mehr erwachen, und alle schauten so traurig drein, und überall floß Blut, als hätte man die Sonne ermordet. Dem Seppli war es erst wieder wohl, als er auf dem Wisiberg stand und der große Friede der Weide ihn umgab.

Er sann nach. Seit's von weißen Hosen im Lande wimmelte, trugen alle Bauern eine Waffe in der Hand und Verzweiflung im Antlitz. An allen Hecken kauerten sie lauernd — husch, husch — aus allen Gebüschen klang es: Piff, paff, und keiner jodelte mehr; nur Seppli noch, weil er nichts vom Kriege wußte. Den hatte der liebe Gott nicht erschaffen, den hatten wohl die roten Teufel ins Land gebracht. Warum kamen sie nur? Hatten sie denn nicht eine Heimat jenseits der Berge, und Wiesen zu mähen und Herden zu weiden und einen lieben Gott?

Der Pfarrer sagte, sie kämen, um ihnen Gott aus der Kirche zu stehlen! Seppli lachte sich ins Fäustchen. Da



Die Schule hat begonnen. Jeden Freitag Nachmittag gehen die Kinder der St. Mariengemeinde zu Regina nach dem Unterricht in die Kirche. Eine besondere Segensandacht wird dort für sie abgehalten. Der wichtigste Lehrer ist und bleibt eben der im Altarssakrament verborgene Heiland. Bei Ihm lernen die Kinder gut zu sein.

hätten sie aber viel zu tun! Gott war nicht bloß in der Kirche. Seppli war ihm schon oft auf der Weide begegnet, im Nebelgewand, im schneeigen Kleid, in der Abendröte, als die Betzeitglocke vom Dorfe herauf klang, und andächtig war er in die Knie gesunken.

„Holiho dia . . . "

Er blickte ins Tal; die Bauerntruppe war soeben verschwunden. Von der entgegengesetzten Seite aber nahten Menschen. Jäh brach er sein Jodeln ab und blieb stutzig, die Hände in den Hosentaschen, stehen.

Eine französische Kolonne tauchte am Abhang der Weide auf, vorsichtig umherspähend. Sie schleppten eine leichte Kanone mit. Es war ein Vorposten des Generals Schauenberg, im Kundschaften begriffen.

Die Roten! dachte Sepp erschrocken, und wie eine Ahnung durchzuckte ihn der Gedanke: „Die G'fahr! Das war's! Was hend die da umme z'horche?" frug er sich ingrimmig.

„Ohé petit . . . Mehr singen, Kleiner . . . Lieben sehr Musik" rief ihm ein Soldat zu.

Der Bub stellte sich taub. Bei der zweiten Aufforderung drehte er sich um und erklärte kurz: „I mag nümme."

„Tant pis. Haste gesehen vorübermarschieren etwas, he?"

Er blickte blöde zu ihnen auf.

Der dickbäuchige Major, der pustend nachgehumpelt kam und sich rühmte, deutsch zu sprechen, schnauzte ihn mit Donnerstimme an: „Bub, ist vorbei jemand gegangen?"

„O ja, ein ganzes Rudel Vieh."

„Wieviel Mann?"

„Zwanz'g Kühe und zwei Gitzeli."

„Dumkopf!" Dann zeigte er zum Tal hinunter, wo die Engelberger Aa rauschte. „Da aber sind keine Menschen gegangen?"

„Links g'sehn i ja nüd," antwortete der Seppli und zeigte dem Major sein ausgehöhltes Auge.

„So, so, scharmant!" Er hielt sich den Bauch von Lachen und wandte sich zu seiner Kompagnie. „Ein Blödsinniger! Kann uns nichts nützen. Schöne Rasse das! — Wie heißt er?"

„Der Kniri=Seppli bin i."

„Eh bien. Seppli, kennst du den Weg nach Buochs?"

„Ja frili." Der Bub reckte sich prahlend. „I weiß alles hie und umä und änä."

Seppli blickte ins Tal . . . Da waren die Bauern gegangen, da sollten die Roten nicht hin, die waren ja die „G'fahr"! Dort unten, wo der See zu blauen anfing, dort lag Buochs. Also dorthin wollten sie.

„Näh, hiä," entgegnete er nachdrücklich und wies zur entgegengesetzten Richtung hin: „Da nifä gaht's, durch dä Paß."

Alle blickten enttäuscht empor. Also nochmals kraxeln! In diesem verwünschten Bergland wußte man doch nie, woran man war. Die Kanoniere fluchten.

„'s gaht ganz ring'," versicherte der Seppli. „Mini Kühe gönd auf nifä."

„Also marsch! Du wirst sein Führer der Franzosen, aber malheur à toi — wehe dir — wenn du dich irrst! Wir morksen dich ab!"

Seppli verstand das Kauderwelsch nicht, aber die Gebärde verhieß nichts Gutes. So drohend sprach der „Ätti," wenn es Prügel gab! Aber Seppli war ein mutiger Kerl. Es war ihm, als zwinge ihn eine innerliche Stimme, die weißen Hosen vom Ziele abzulenken, als leite ihn eine Schattenhand auf die abgelegenen Pfade, weitab von Menschen.

Er sammelte seine Herde: „Sa, sa! Sa, hu!" und trieb sie vor sich her.

Plötzlich kam eine mächtige Freude über ihn beim Gedanken, daß die Bauern nun unbehelligt in Buochs angekommen und Hilfe bringen würden, und er schmetterte aus voller Kehle im sinkenden Herbstabend:

„Uf de Bärge isch gut läbe,
Odl=di=o=u! Odl=di=o=u,
Küher juchze nit vergäbe . . . "

Und die Glocken der Kühe bimmelten und bammelten so freudig drein, daß einige lustige Soldaten den Kehrreim mit anstimmten: „Odl=di=o=u! Odl=di=o=u!"

Und jodelnd führte der kleine Nidwalder Kühsepp eine französische Kolonne auf der entlegensten Weide hin. Schnaubend, keuchend hinkte der dicke Major hinterdrein. Schwere Schweißtropfen rannen über seine Wangen. Mit „Hü!" und „Dia!" wurde die Kanone die steilen Abhänge hinaufgezogen, wo sie in dem moorigen Boden so tief versank, daß es den vereinten Kräften nicht glückte, sie herauszuziehen.

Seppli half wacker mit. Innerlich aber schlug er einen Purzelbaum vor Freude.

Die Kanone blieb stecken.

Auf alle Fragen, ob es denn noch weit sei, antwortete der Sep kurz: „Nä, hä!"

Immer tiefer sank das Tal, Dämmerung breitete sich über das Land; nur die schneeigen Gipfel glühten noch in verheißender Pracht. Unermüdlich schritt Seppli vorwärts. Er wußte nicht, wohin er ging; er wußte nicht, warum er ging; er ging einfach, weil er „mußte", und fühlte sich glücklich dabei.

Aschgrau brach der Abend ein. Stunde um Stunde verrann im strengen Marsch. Da erbarmte sich Seppli seines Heeres und blieb auf einer hohen Warte stehen.

„So, jetzt gaht's nümme witers." Und er pflanzte sich breitspurig auf.

Nur ödes Riedgras und kahle Fels=

Wegkreuz

Von Br. Willram

Ein Kreuzbild ragt am Seitenweg
Vom Sturm halb umgestoßen
Und ringsum wuchert Dorngeheg
In purpurfarb'nen Rosen.
Doch zärtlich fast schlingt das Gerank
Sich um des Heilands Glieder,
Daß ja kein Dorn die Wunden blank
Des Dulders öffne wieder.
Und wo das Mal der Vögel klafft,
Erglänzt nun Rosenschimmer;
So hängt der Herr am Kreuzesschaft,
Und lächelt, lächelt immer.
Auf seinen Lippen ist der Schrei
Der Qualen ganz erstorben
Seit mitleid=atmend ihn der Mai
Mit seinem Hauch umworben.
Und seiner Wunden herber Schmerz
Im Rosenkuß versiegte
Seit sich ans stille Gottesherz
Der linde Frühling schmiegte.
Und alle Tage fand ich so
Das Kreuz am Seitenwege:
Die Rosen rot und frisch und froh —
Und grün das Dorngehege.
Das war der Tau nicht, der sie sacht
Mit seinen Perlen letzte:—
Das war der Herr, der sie bei Nacht
Mit Blut und Tränen netzte.—
O könnt' auch ich durch Kreuz und Müh'n
Dies Rosenschicksal erben:
Im Herzen Jesu aufzublüh'n,
An Jesu Herz zu sterben.

wände waren in der Runde zu sehen.

Ein langgedehntes „Wa — as?" entfuhr den Lippen des verblüfften Majors. „Wo ist das Dorf Buochs?"

Gelassen wies der Kleine im weiten Bogen südwärts. „Det änä . . , wit, wit!"

„Warum hast du geführt uns da auf, Bub?" schrie der Major berstend vor Wut.

Seppli zuckte die Achseln, blinzelte dummpfiffig mit dem rechten Auge und sagte: „Nueben . . . für nüd und wieder nüd."

Eine schallende Ohrfeige brannte auf seiner Wange.

Mit dem einfältigen Knirps war nicht zu rechten. Warum hatten sie sich auch einem Idioten anvertraut? Sie waren die Geprellten. Was war zu tun? Hier über Nacht zu biwakieren war unmöglich, sie hatten keinen Mundvorrat und mußten noch heute in Buochs eintreffen.

Sie packten den Seppli am Ohr. „Sag mal, kennst du kurzen Weg ins Tal?"

„Ja frili."

„Dann zeige ihn, aber schnell!"

„Nei."

„Was sagt er?"

„Nei, sag i." Er stand mit trotzig gespreizten Beinen und blickte den Major herausfordernd an.

Der Dickbäuchige wich erstaunt zurück vor dem klugen Blick, der aus des Knaben Auge schoß. Was? Der unterstand sich, einen Willen zu haben?

„Du gehst schnurstracks voran, oder du wirst niedergeknallt wie ein Tier, du Bauernkanaille!"

„Minetweg", antwortete Seppli. „Lönd los!

Da suchten sie ihn mit Geld zu locken, als Drohungen nichts frommten. „Wir geben dir Batzeli, viele . . zu kaufen schöne Sach'!"

Eine tiefe Falte grub sich in Lepplis Stirn, und er schüttelte grimmig den Kopf. Um nichts in der Welt würde er die weißen Hosen ins Tal hinunter führen. Ohne ihn kamen sie heute nicht mehr nach Buochs. Sie kamen noch immer früh genug, um Höfe einzuäschern! Ohne ihn würden sie in dieser entlegenen Einöde die Kreuz und die Quer umherirren . . . Von denen etwas geschenkt nehmen — „Pfi Tifel!"

Er blickte nach seiner Herde. Sie lagerte im Riedgras. Er wollte sich auch hinlegen inmitten seiner Kühe und schlafen. Da zogen die wildgewordenen Soldaten den widerspenstigen Hirten mit sich fort. Er warf sich zu Boden und ließ sich schleifen wie ein Bündel Heu und fuchtelte wie besessen mit den Beinen herum. Sie schlugen ihn. Er wehrte sich und ballte die Fäuste.

Der Major machte dem Raufen ein Ende.

„Lauf oder du stirbst!"

„I lauf nit und i rühr mi nit vom Fleck."

Ein kurzer Befehl erscholl: „Genug, und schießt! Der Schlingel hat uns Zeit genug gekostet; macht's kurz."

„Nüd da, ich ka scho still steha," erklärte Seppli, als sie ihn binden wollten.

Er lehnte an einem Felsen und krampfte die Hände in der Hosentasche, um ja nicht zu weinen. Wer melket mini Kühe morgä? dachte er betrübt . . . Bah, der Kniri Wise kunt schon uifa . . . „Ade, Chüeli!" rief er.

„Allons, petit, ça y est!"

Keiner sah das heimliche Leuchten auf des Kindes Stirne.

„Holiho diahu!" jodelte er mit erstickter Stimme . . . Die Welt war doch schön: „Diahu . . . dia . . . "

Eine kurze Salve knallte, in der Runde dröhnend widerhallend — ein dumpfes Grollen zog durch die Berge. Dann ward es still, heilig still.

Beschämt schlich die Kolonne von dannen — in die Nacht hinein. Der Seppli aber jodelt im Himmel fröhlich weiter.

Herbslieder

Allmers:

Hörst du, wie die Stürme sausen
Durch den blätterlosen Wald?
Hörst du, wie die Fluten brausen,
Wie es um das Ufer hallt?
Auf dein Antlitz sinke nieder,
Denn die Gottheit zieht daher;
Hohe Hallelujalieder
Singt der Sturm und singt das Meer.

Uhland:

Wieder hab' ich dich gesehen,
blasse Malve, blüst du schon?
Ja, mich traf ein schaurig Wehen,
all mein Frühling welkt davon;
bist du doch des Herbstes Rose,
der geschwächten Sonne Kind,
bist die starre, düftelose,
deren Blüten keine sind!
Gerne wollt ich dich begrüßen,
blühtest du nicht rosenfarb',
lögst du nicht das Rot der Süßen,
die noch eben glühend starb.
Heuchle nicht des Lenzes Dauer!
Du bedarfst des Scheines nicht;
hast ja weißes, sanftes Licht.

Goethe:

Früchte bringet das Leben dem Mann;
doch hangen sie selten rot und lustig am
Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

Liliencron:

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
ich war an manch vergessnem Grab gewesen.
Verwittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,
Die Namen überwaschen, kaum zu lesen.
Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
auf allen Gräbern fror das Wort: Gewesen.
Wie sturmestot die Särge schlummerten,
auf allen Gräbern taute still: Genesen.

Dehmel:

Der Abend graut, Herbstfeuer brennen,
über den Stoppeln ging der Rauch entzwei.
Kaum ist mein Weg noch zu erkennen.
Bald kommt die Nacht; ich muß mich trennen.
Ein Käfer surrt an meinem Ohr vorbei,
Vorbei.

Die Droste:

Ja, schaurig ists, übers Moor zu gehn,
wenn es wimmelt vom Heiderauche,
sich wie Phantome die Dünste drehn
und die Ranke häkelt am Strauche,
unter jedem Tritt ein Quellchen springt,
wenn aus der Spalte es zischt und singt,
o, schaurig ists, übers Moor zu gehn,
wenn das Röhricht knistert im Hauche.

Eine gewoehnliche Frau?

von Jos. Schneider O.M.J.

Gewisse Bibelleser, die das Wort Gottes verdrehen und nicht verstehen, versteifen sich auf die Behauptung, die Mutter Jesu Christi sei eine gewöhnliche Frau. Sie können sie nicht genug erniedrigen. Verseucht vom Gift der Freidenker, machen sie die Jungfrau von Nazareth zur ‚Marie'. Betrachten und behandeln sie als eine ‚Göttin des Christentums' nach dem Muster der altrömischen Juno.

Wie ganz anders nimmt sich dem gegenüber die katholische Lehre aus! Betrachte nur die Ehrennahmen, womit die wahre Kirche die Mutter des Herrn überhäuft. Sie grüßt sie als ‚Unsre Liebe Frau', als die ‚Allerseligste', als die ‚Liebliche Mutter'; es ist eine ganze Litanei. All diese Titel klingen herrlich zusammen mit den Worten der Schrift: ‚Du bist voll der Gnade'. ‚Selig bist du, die du geglaubt hast'. ‚Du bist die Gebenedeite unter den Frauen'. ‚Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter'.

All das klingt katholischen Ohren so verständlich, und dem grübelnden Verstand so zweifellos. Denn da sie die Mutter des Sohnes Gottes ist, kann es garnicht anders sein.

Was würden wir tun, wenn wir uns unsre eigne Mutter wählen könnten? Wir würden sie ausstatten mit einem unendlich tiefen Gemüt. Ihre Seele würde klar sein wie der spiegelklare See. Ihre ganze Gestalt umflossen vom geheimnisvollen Leuchten der Berge im Morgen- oder Abendrot. Würde sie nicht die schönste der Frauen werden?; eine wahre Edelblüte am Baum der Menschheit?

Was wir nicht tun können, das konnte der ewige Gottessohn. Er lebte das Leben der Ewigkeiten im Lichtschoß des Vaters. Und nun, in der Fülle der Zeiten wollte Er vom weiblichen Geschlecht geboren sein. Und Er sollte sich eine gewöhnliche Frau erkoren haben? Ein König, dem der Reichtum und die Schönheit aller Welten zu Gebote steht, wählt sich zur Mutter eine Squa? Eine Zigeunerin?, ungepflegt an Leib und Seele? Wie kann man so etwas behaupten!

Er schuldete sich selber eine Mutter ohne gleichen, erhaben über alles Erdenlob. So wählte Er sich zu Seiner Gebärerin eine Prinzessin aus altehrwürdigem Geschlecht und lieblich anzusehn. Denn ihre Züge sollte Er selbst einmal durch Vererbung in Seinem Antlitz tragen. Etwas von ihrer Gestalt sollte Er besitzen; etwas von ihren Gebärden und ihrem Geist. Auf ihren Armen wollte Er ruhn und an ihrem Herzen glücklich sein. Deshalb ziert Er sie mit abgrundtiefem Gemüt und rüstet sie aus mit entzückender Mütterlichkeit. Füllt sie an mit erhabenem Seelenreichtum und mit dem Brautstaat Seiner höchsten Engel. Das allein schuf für ihn in der Wüste dieser Welt ein Plätzchen, wo Er sich wohl wird fühlen können.

Und Gott der Vater? Das Brevir vom 8. Dezember drückt Sein Verhältnis zu ihr aus. ‚So wollte Er der Welt den Erlöser schenken, daß derselbe Ihm und der Jungfrau in gleich-natürlicher Weise zugehörte. Sie soll also mit Ihm und neben Ihm die gleichen Rechte ausüben über den Göttlichen Sohn. Wenn dem so ist: was wird Er nicht alles tun, um sie zu sich zu erheben? Er, der Allmächtige, der mit einem Worte Seines Mundes ungezählte Welten schuf? Er wird ihr von Seiner eigenen Größe mitteilen, so weit das möglich ist; wird sie hineinziehen in Seinen unendlichen Glanz. So wie er den Glanz der Sonne ausgießt über den Mond. Wie es die Kirche betet: ‚O Gott, du hast die seligste Jungfrau an Leib und Geist deinem Sohn zur würdigen Wohnung bereitet.'

Und der Hl. Geist, der Lebendig- und Heiligmacher? Er, dessen Aufgabe es ist, durch Seinen Lebensodem Menschenseelen in Mariengärten der Heiligkeit umzuwandeln? Was wird Er tun, wo es sich um Seele und Geist derjenigen handelt, die der Vater zu Seiner Tochter und der Sohn zur Mutter sich erwählt? Er wird ihre Seele überfluten mit himmlischem Segen. Mit Gnaden und Wundergaben. Wie Er nie eine andre Seele überströmt und keinen einzigen der höchsten Geister. Er wird an Herrlichkeit in sie hineintragen, so viel Er nur zu tragen vermag, ohne daran zu vergehen. So wie die größten Maler es darzustellen suchen: Sie hält mit beiden Händen ihre Brust, als könnte sie den Strom nicht fassen von Himmelsglück und Himmelsluft.

Maria eine gewöhnliche Frau? — Sie ist die Königin des Himmels und der Erde. Von Ewigkeit her geplant ist sie, erhaben in ihrem sterblichen Leben, über die Erde gegangen und greift nun, zur Rechten der Kraft Gottes erhöht, als mächtige und gütige Mutter zur Erlösung der Seelen ins Weltgeschehen ein. Und als solche grüßt sie alljährlich der Mai mit seinem Blütenschmelz und Blumenduft.

Das ist die einzige richtige Auffassung von der Mutter des Herrn. Wer anders denkt und arguiert, ist auf dem Holzweg.

Der Marienbote kostet jetzt $2.00 per Jahr.

Der Sonntag beim deutschen Volk in alten Zeiten



Vor zwei Monaten brachten wir ein Doppelbild unseres Jubilanten, des hochw. P. Heinrich Boening O.M.J. Dieses Bild fand Interesse. Der hochw. Pater Freytag aus Techny, Illinois, ein Missionar vom Göttlichen Worte (die das vorzügliche „Familienblatt" herausgeben) sandte uns hier ein Bild, auf dem er sich selbst dreifach aufgenommen hat. Wie er das gemacht hat, muß man ihn selbst fragen.

Wenn der Sonntag in unseren Tagen immer mehr von seiner Ehrenkrone verliert, lohnt es sich, auf seine viel vollkommenere Gestaltung in der deutschen Vergangenheit zu verweisen, wobei wir die Ausführungen Dr. Breits in seinem „Volksfrommen Brauchtum und Kirche im Mittelalter" zugrunde legen.

Die mittelalterliche Sonntagslehre war ernstlich bemüht, den Sonntag, an dem wir den Zentralgedanken des Christentums, das Geheimnis der Auferstehung des Herrn, feiern, recht sichtbar aus der Reihe der anderen Tage herauszuheben und als „Tag des Herrn" auch im Volksleben zu verankern. Der jüdische Sabbat, der latein-teutonische Donnerstag und der Werk- und Lohnsinn der anderen Wochentage standen diesen Bestrebungen oft fühlbar entgegen.

Aber schon 596 verbietet König Childbert im östlichen Frankenreich am Sonntag jede andere Arbeit, die nicht zur Zubereitung des Essens diene. Der Franke oder Römer, der dagegen verstieß, mußte dafür mit Geld, der Knecht oder Hörige aber, „mit seinem Rücken" büßen. Das alte bayrische Gesetz, die Lex Bajuvariorum (6. und 7. Jahrhundert) aber bestimmt: „Wenn ein Freier am Tag des Herrn knechtliche Arbeit verrichtet, wenn er die Ochsen anspannt und mit dem Wagen fährt, so soll ihm zur Strafe der rechte Ochse abgenommen werden. Wenn er mäht oder hauet, Getreide schneidet oder sammelt, so soll es ihm ein oder zwei mal verwiesen werden, und wenn er sich nicht bessert, soll er mit 50 Streichen auf den Rücken gezüchtigt werden, da er am heiligen Tag nicht hat frei sein wollen."

Die Sonntagsgesetze Karls des Großen waren trotz ihrer biblischen und religiösen Begründung im Grunde Polizeigesetze, die sich besonders auf die Stillegung des Gerichts- und Erwerbslebens am Sonntage erstreckten. Nach der Gründung der Städte hielten diese ihre Tore am Sonntag verschlossen, damit die Ruhe nicht durch Durchreisende mit ihren Wagen gestört werde. Die Wirte und Garköche durften vor der Beendigung der Hauptmesse keine Speisen verabreichen, und umgekehrt durfte sich nach der „Weinglocke," wie die Abendglocke bezeichnend oft genannt wurde, bei Turm- und Leibesstrafen am Abend niemand erkühnen, in den Wirtshäusern zu „übersitzen."

Seinen höchsten Glanz aber hatte der Sonntag um die Wende des 1. Jahrtausends erhalten, als das christliche Empfinden,um das schier unausrottbare Fehdewesen zu bekämpfen, die „treuga Dei" schuf, den „Gottesfrieden," der vorsah, daß von Samstag Abend bis in die Frühe des Montags jeder Streit unter den Menschen ruhe. Der fromme Glaube des Volkes ging sogar soweit, daß er selbst die armen Seelen im Fegefeuer daran teilnehmen ließ, die am Sonntag frei von Leiden gedacht werden.

Wenn so nach der bürgerlichen Rechtsseite hin die Hut und Feier des Sonntags gesichert war, sucht ihn die Kirche mit reinem innerlichen Geiste zu erfüllen. Zum Teil aus dem Gedanken der Nüchternheit bei der heiligen Kommunion entwickelte sich vielfach ein anderer Gedanke der Enthaltsamkeit: die „Sonntagskeuschheit," die sich auf die Enthaltung von den ehelichen Rechten vor dem Sonntags-Sakramentsempfang bezog; eine edle Selbstzucht, die im Landvolk noch heute öfters als Nachwirkung jener alten Ehesitte aufscheint. Die Hauptfeier des Sonntags bildete naturgemäß die Meßfeier, und hier wieder die Hauptmesse, die zumeist mit der „Pfarrmesse" zusammenfiel. Die besondere Mahnung, bei dieser Messe nicht in fremde Pfarren abzuwandern, rükt uns den mittelalterlichen „Pfarrzwang" nahe. Wie innerlich aber

diese Verbundenheit von Pfarre und Priester sein wollte, geht z.B. aus der Bestimmung hervor, daß man diese Messe nüchtern besuchen solle, „da ja auch der zelebrierende Priester als der Opfernde nüchtern sein müsse, so daß es sich gezieme, daß die Anwesenden, die in gewissem Sinne mit ihm opferten, nüchtern seien.“ In dieser Messe wurde gepredigt und auch die Kanzelverkündigung vorgenommen. Und wenn dann in der Sonntagsverordnung des Mittelalters auch zum Ausdrucke kommt, daß der Vater die Kinder und Dienstboten „nach dem Imbs“ (Imbiß) um die Predigt und Kanzelverkündigung befrage, so dürfen wir auch hier verweisen, wie auch in dieser Beziehung unser Landvolk vielfach der lebendige Erbe der alten Vätersitten geblieben ist. Eine schöne Volksliturgie bildet das dem Sonntagsgottesdienste beigegebene „Beten um die Kirche,“ wobei „den lieben verstorbenen uff dem Kirchhoff das wichwasser gegeben wurde.“ Denn wie gewinnend überschneidet sich hier die Lehre von der „Gemeinschaft der Heiligen“ mit dem Volks- und Familiensinn, der seine Toten um die Pfarrkirche sammelte, so daß mit ihm auch das Gotteshaus eine Art Totenwache um seine Lieben hielt. Wenn sich aber eine häufige Sonntagskommunion — zum Unterschied von der Osterkommunion — nicht allgemein durchsetzte, mag daran zum Teil auch die strenge Disziplin der Kirche selbst mitschuldig gewesen sein, da sie z. B. dem Empfang der Osterkommunion eine zweimalige Beichte vorangehen ließ. Eine Praxis, die sich wieder aus der älteren Bußdisziplin herschrieb, die öffentliche Sünder nur nach einer Zwischenzeit zum Sakrament zuzulassen. Als lobenswert wird um 1500 bezeichnet, daß die Frauen ihren Gesichtsschleier zurücklegen, damit die heilige Gestalt nicht etwa mit ihm in Berührung komme; es müßte sonst dieses Stück des Schleiers herausgeschnitten werden, zu welchem Zwecke eine Schere beim Altare bereit liege.

Schließlich umspannte der mittelalterliche Sonntag auch den Schutz des Volks- und Reichsgedankens. Die Gottesdienstordnung oder die beabsichtigten Ehen zur Verlesung: „man bat auch für kranke Personnen, wer's begehrte; bat auch für geistliche und weltliche ständ; verchunt (verkündigte), auf welchen Tagen armen leuten Spenden gegeben werd, verchunt die Jahrtag der Toten“ usw., sodaß die Pflichten der Nächstenliebe und Fürsorge für die Armen und Kranken schon von Kindesbeinen an dem Volke gleichsam eingehämmert ward. — Und wie die Juden bei schwerster Geld- und Leibesstrafe ihre Stadtviertel vor Beendigung des Gottesdienstes nicht verlassen durften, bestimmte die 1517 in Augsburg erschienene Verordnung: den Unwürdigen, die vom Sakramentsempfang fern zu halten waren, alsda sind Juden, Ketzer, Gaukler, gemeine Frauen und ihre Zuhälter, auch jene Frauen zuzuzählen, die bei Juden dienten oder Ammendienste leisteten.

Wenn man endlich darauf verweist, daß Sonntag für Sonntag dem Bauern und Bürger von der Kanzel Kaiser und Reich und die Stände zum Gebetsgedenken empfohlen wurden, und die ganze Gemeinde für sie auch des Paternoster betete, so mußte sich auch die kleine Pfarrgemeinde, die vor dem Altar des Herrn versammelt war, erhoben fühlen in dem Bewußtsein, jenem großen deutschen Volke anzugehören, dessen Kaiser nach der ursprünglichen Idee des Kaisertums der Schutzherr der gesamten Christenheit sein sollte.

Es ist also ein heiliges Erbe, das auch unsere Zeit noch in der Feier des Sonntags zu verwalten hat.

Es zeigt sich schon an diesen wenigen Angaben, wie die rechte christliche Feier und Heilighaltung des Sonntags nicht nur Gott die Ehre gab, sondern auch das ganze Volksleben aufs Heilsamste beeinflußte. Ein Teil des Unsegens in der heutigen Zeit hängt sicher aufs innigste mit der Entheiligung des Sonntags zusammen. Andererseits ist aber die rechte Heiligung des Sonntags eine Quelle reichen, oft sichtbaren Segens.

Gebet des Papstes

Gott mache aus mir ein Werkzeug
des Friedens!
Gib, daß wo der Haß wohnt,
ich das Verzeihen bringe:
wo die Zwietracht trennt,
ich zur Eintracht binde.
Wo der Irrtum herrscht,
ich die Wahrheit künde:
wo der Zweifel umgeht,
ich den Glauben wecke.
Wo Verzweiflung lähmt,
Ich die Hoffnung belebe,
Wo Trauer niederdrückt,
ich die Freude hocherhebe.
Herr, gib mir die Gnade,
Daß ich nicht suche,
von anderen getröstet zu werden,
sondern sie tröste;
das ich nicht suche,
verstanden zu werden,
sondern mich mühe,
die anderen zu verstehen!
daß ich nicht suche,
geliebt zu werden,
sondern von Herzen
die anderen liebe.
Denn, indem wir geben,
empfangen wir.
Indem wir uns vergessen,
finden wir uns.
Indem wir verzeihen,
wird uns verziehen.
Indem wir gottergeben sterben,
ziehen wir ein in das
ewig selige Leben
mit dir!
Amen.

Buße

Solange der Mensch sündigen kann, bedarf er der Buße so sehr als der Tugend.

Die Buße hat großen Nutzen, die der Mensch sich selbst auferlegt um Gottes willen.

Die Buße (Pein) ist aber um so viel edler und nützlicher, die Gott uns zuschickt durch seine Feinde oder auch durch seine Freunde,

St. Mechthild.

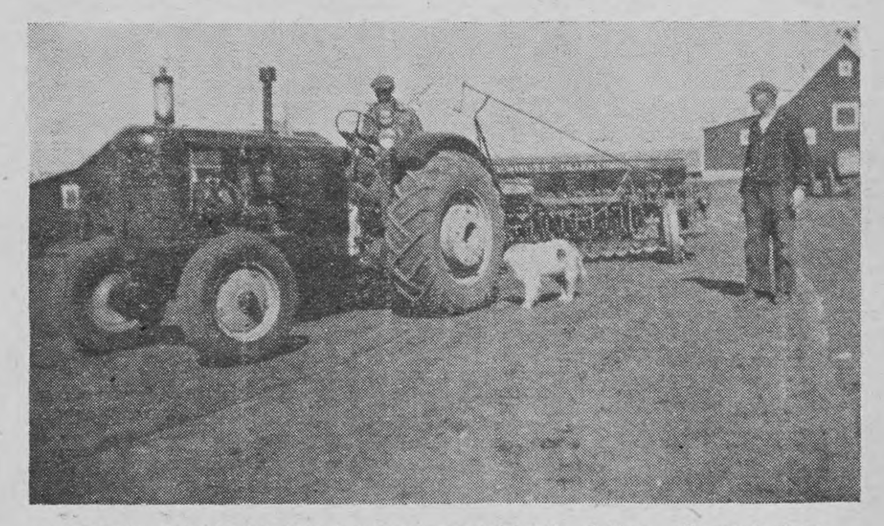
Die Rache eines Toten

Von Robert Walter

Zu Beginn des Krieges gegen die französischen Eroberungsheere hatte ein Mann in einem Dorf an der Oder, mürrisch über die Oede seiner Welt, sein junges Weib verlassen und war mit einem preußischen Regiment in die Jenaer Schlacht gezogen, nach der das Volk die Schuld seiner Regierung bitterlich bezahlen mußte. Mitten im Feuer sah man ihn stürzen und da er sich nach Tagen nicht zum Regiment zurückmeldete, schrieb man ihn in die Totenliste. Dem jungen Weibe flatterte die Kunde bald zu. Sie fühlte sich nicht ohne Freude als eine Witwe und sah sich bei rechter Zeit nach einem anderen Manne um.

Der Gefallene hatte indessen Gelegenheit gefunden, sich von der nur stark blutenden, aber ungefährlichen Wunde zu erholen, und bei den Bemühungen, auf die zertrümmerten Haufen seiner Landsleute zu treffen, war er in französische Gefangenschaft geraten. Man ließ ihn zu neuer Gebrauchsfähigkeit ausflicken und sandte ihn mit anderen Gefährten der Not in den heillosen spanischen Krieg. Vom Feuer der Schlachten wurde er hartgebrannt wie ein tönerner Topf im Brennofen, Frost, Regen und Sonne verwetterten ihn wie einen Fels, das Elend feite ihn vom Tode. Aber sein Innerstes wurde vom tausendfach verwünschten Leben zerrissen. Nur wenn er an den Duft seines Ackers dachte, an die Stille des Tannenwaldes, an die Wärme seines jungen Weibes.... dann stürzte sein Blut auf wie eine brennende Welle.

Vor Cadix lagen sie, elender als die Belagerten. Da gelang ihm die Flucht. Kein Mensch hatte Schlimmeres erlitten, dachte er. Nachts lief er. Hungerfieber und Angst schüttelten ihn. Am Himmel fand er seine ewig wechselnde Landkarte. Tags lag er in den Wäldern, grub unter Schnee und Schmutz kleine Wurzeln und aß sie mit der Erde. Einmal nach Wochen und Monden — furchtbar riß ihn die Heimat an sich — fand er ein Nest mit jungen Hasen. Tränen stiegen ihm hoch. Er drehte ihnen die Köpfe ab und verschlang die blutigen Leiber.



Frühjahr und Herbst sind des Farmers wichtigste Zeiten. Er muß Brot bauen und ernten, damit die hungrige Menschheit essen kann. Groß und wichtig ist seine Arbeit. Wolle er nur nie vergessen, daß Gott es ist, der da segnet und alles Brot reifen läßt.

Als er die Gesichtszüge der alten Erde wiedererkannte, glaubte er, die Beine stürben ihm ab. Wie ein Betrunkener taumelte er in das Paradies seiner Heimat. Der Mond stand hoch in der Nacht, und der Flachs duftete über die Felder — da sah er sein schlafendes Haus. Das Herz hörte ihm auf zu schlagen, und gleich einem Toten schwankte er ans Tor. Die knochige Faust pochte gegen die Läden, und sein Herz begann zu lachen und zu schluchzen.

Sein Weib öffnete den grauen Fensterflügel, und als sie den stammelnden Toten im Mondlicht erkannten, schrie sie, als hätte sie ein Messer im Herzen, und schlug hin auf die Dielen.

Nach einer Stunde saßen die drei beim schwelenden Kien. Liebe und Haß schnürten sie in unseligem Bann zusammen. Der Heimgekehrte wollte erzählen und reihte Worte haltlos aneinander. Die beiden andern, Mann und Weib, die sich liebten, saßen da in ihrem Grauen, stierten voll Haß auf den Zertrümmerer ihres Glücks, ahnten ihr Leben verloren und grübelten dumpf, wie sie sich vom lebendig gewordenen Gespenst der Vergangenheit befreien möchten.

Dann begannen sie miteinander zu hadern und zu ringen und jeder um eigenes Leben und um den anderen zu kämpfen. Der Heimgekehrte wollte nicht über die Schwelle seines Hauses weichen, und als ihn der langverscheuchte Schlaf zu überwältigen drohte, verschob er den schweren Handel auf einen neuen Tag und lag reglos am Herd seiner Hütte, von Leid und Frieden zugedeckt.

Die beiden Aufgestörten wurden von der Angst der Trennung furchtbar bedrängt. Obgleich sie sich un-

schuldig wußten, kamen sie sich vor wie Verbrecher. Und dies Gefühl riß sie von der ruhigen Bahn ihrer Taten. Plötzlich witterten sie den Rettungsweg. Niemand im Dorfe hatte den Heimgekehrten gesehen. Er war tot im Gedächtnis aller, und die Toten sollen die Lebenden nicht beunruhigen.

Das Weib beschwor den Mann bei der Barmherzigkeit Gottes und hielt sich an ihm festgeklammert. Er war willenlos in der Umarmung und glaubte, seinem zufriedenen Leben die schlimme Tat zum Opfer bringen zu müssen.

Mit der Axt erschlugen sie ihn im Schlaf, und das Weib traf ihn noch einmal, nachdem er schon tot war. Eilig stopften sie den warmen Körper in einen Sack, luden ihn auf eine Karre und fuhren ihn lautlos durch das Dorf und eine Stunde weit nach der Oder. Unterwegs sammelten sie Feldsteine auf, und als sie an die Bruchwiesen kamen, waren sie beide naß vom kalten Schweiß und weiß wie der Frühnebel über den Wiesen. Dann steckten sie, schweigend und abgewandt, die großen Kiesel in den Sack, und der Mann hob ächzend von der Karre herab die schaurige Last auf den Rücken.

Schwer schleppte er sich in die sumpfigen Wiesen hinein. Das Wasser rann ihm in die Schuhe. Da schrie das Weib entsetzt auf. Der Fuß des Toten trat durch den morschen Sack und stützte sich gegen den Unterschenkel des Trägers. Sie sprang zurück, nestellte sich im Busenlatz und begann darüber zu lachen, daß sie einen groben Faden und eine Nadel glücklich bei der Hand hatte. Und während der Mann unruhig und angstkeuchend dem mattblinden Wasserspiegel entgegenschleppte, nähte sie mit fliegenden Händen den Riß zu und nähte in der halben Dunkelheit, ohne es zu merken, den Sack mit dem Wams ihres Mannes zusammen.

Der stand eine Sekunde schwankend am Ufer, dann stürzte er den Toten hinab. Und wuchtend riß ihn der Tote mit. Einen Augenblick hielt der Mensch den Kopf noch über den Wellen. Mit hervorquellenden Augen stierte er auf das kreischende Weib. Er öffnete den Mund — aber der Hilfeschrei vergurgelte im Wasser. Unerbittlich in seiner Rache zog der Gemordete ihn nach in den Tod.

Maria

O Maria, meine Liebe!
Denk' ich recht im Herzen dein:
Schwindet alles Schwer' und Trübe,
Und, wie heller Sonnenschein,
Dringt's durch Lust und ird'schen
Schmerz
Leuchtend mir durchs ganze Herz.
Wo Verlass'ne einsam weinen,
Sorgenvoll in stiller Nacht
Dort vor allem läßt du scheinen
Deiner Liebe milde Pracht,
Daß ein tröstend Himmelslicht
In die dunklen Herzen bricht.

Aber wütet wildverkehrter
Sünde frevelhafte Lust:
Da durchschneiden neue Schwerter
Dir die treue Mutterbrust;
Und voll Schmerzen flehst du doch:
Herr! Vergib, o schone noch!
Deinem Jesus in den Armen,
Übern Strom der Zeit gestellt,
Als das himmlische Erbarmen
Hütest du getreu die Welt,
Daß im Sturm, der trübe weht,
Dir kein Kind verloren geht.

Psalm

Ich hebe die Augen zum Berge,
Von dannen mir kommt das Heil.
Du bist mir um alle Schätze,
O Sion, du bist mir nicht feil.
Nach dir hat mein Herz unter Tränen
Geseufzt im fremden Land.
O wenn ich deiner vergäße,
Mir sollte verdorren die Hand!
O Sion, du hochgebaute,
Du Stadt voll Wunderzier!
Wie der Hirsch verlangt nach der Quelle
So verlangt meine Seele nach dir.
Wie lieblich, o Herr der Herscher,
Wie schön ist dein Wohngezelt!
Ein Stündlein bei dir ist besser
Als tausend Jahr' in der Welt.
O laß mich ein Nestlein bauen,
Ein Nestlein an deinem Altar!
Da will ich wohnen und weilen
In Wonne wunderbar.
Wie lange noch soll ich wandern?
O kommet und säumet nicht!
Wann darf ich, o Herr, erscheinen
Vor deinem Angesicht?

So ist er

„Er ist ein Bogen ohne Pfeil,
Ein Seiler ohne Seil,
Ein Lager ohne Zelt,
Eine Börse ohne Geld,
Ein Wald ohne Wild,
Ein Weier ohne Fisch,
Ein Weier ohne Fisch,
Ohne Speis' ein gedeckter Tisch,
Eine Wiese ohne Gras,
Ein Keller ohne Faß,
Ein Schuster ohne Schuh,
Ein Schlaf ohne Ruh',
Ein Garten ohne Blum',
Ein Krieger ohne Ruhm,
Ein Redner ohne Maul,
Ein Reiter ohne Gaul,
Ohne Frucht ein Baum,
Ein Pferd ohne Zaum,
Ja gewiß, das ist
Ohne Christentum der Christ."

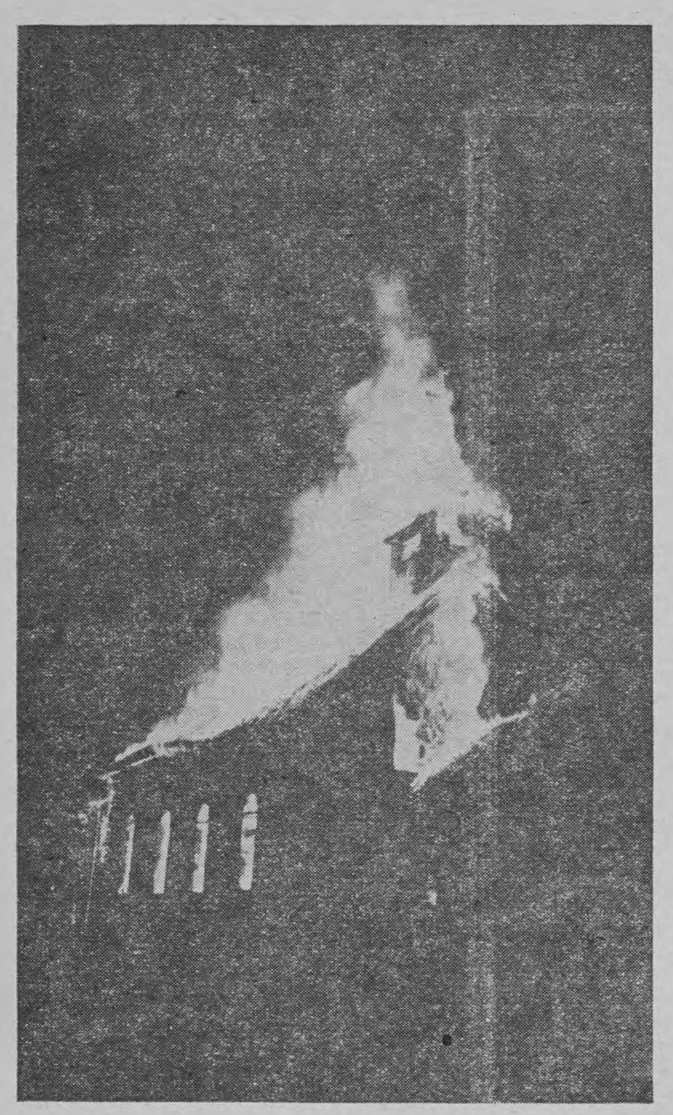
—Man kann auf keinem Kissen in den Himmel rutschen.

—Der Himmel ist schon eines sauren Trittes wert.

—Ein goldener Schlüssel sperrt alle Türen auf, nur nicht die des Himmels.

—Hätt' man auf Erden, was das Herz nur begehrt, so wäre der Himmel viel weniger wert.

Feuer!



Die brennende St. Johanneskirche

Dunkle Wolken zogen sich am Himmel zusammen, als die Gläubigen der St. Johannes-Gemeinde, nördlich von Denzil, Sask., nach der Abendandacht ihre Kirche verließen. Es war der 29. Juli. Die Gemeinde feierte das Vierziegstündige Gebet. Rund herum um das Gotteshaus reiften die Felder in versprechendem Segen und alle Herzen waren erfüllt von Dankbarkeit und Hoffen.

Vor der Kirche standen noch kleine Gruppen, die mit ihrem Pfarrpriester, Pater E. Nelz O.M.J., und dem Prediger der Sakramentsmission, Pater J. Sluga O.M.J., sich unterhielten. Kaum eine Viertelstunde nach Abschluß der Abendandacht blitzte es plötzlich auf. Backsteinstücke flogen auf den Kirchenplatz. Nicht lange darauf stand die ganze Kirche in Flammen. Den Brand einzuhalten war einfach unmöglich. Das heranziehende Wetter blies die Flammen auf und trieb sie mit unaufhaltsamer Gewalt ins Gebälk der Holzkirche. Nach äußerster Anstrengung nur gelang es den Anwesenden, das Pfarrhaus vor dem Feuer zu retten. Die Kirche selbst brannte bis auf den Boden nieder. Nichts, kein Leuchter, kein Meßgewand, nicht einmal das Allerheiligste konnte gerettet werden.

Gebaut wurde die St. Johanneskirche im Jahre 1912, und zwar von Pater Joh. Schultz O.M.J., dem gegenwärtigen Pfarrer von Großwerder. Später wurde an das 2 Fuß breite und 40 Fuß lange Kirchenschiff noch eine Sakristei und ein geräumiges Chor gebaut. Der heranwachsenden St. Johannes-Gemeinde wurde die alte Kirche aber bald viel zu klein. Es wurden deshalb besonders während der letzten Monate Pläne gemacht, die Kirche zweckmäßiger zu vergrößern.

„Nun hat der Himmel selbst gesprochen," meint Pater Nelz O.M.J., der greise Pfarrherr von St. Johannes, „der liebe Gott will eine schöne, neue Kirche, groß genug für die St. Johannes-Gemeinde."

Früh am Morgen des nächsten Tages wurden von der Nachbargemeinde zu Denzil, Sask., alle notwendigen Gegenstände und Gewänder geliehen, die zum Gottesdienst notwendig sind, und dann versammelte sich die Gemeinde wieder, um die heiligen Übungen des Vierziegstündigen Gebetes weiterzuführen. In der geräumigen Gemeindehalle ward schnell ein Altar aufgebaut, an dem das Allerheiligste angebetet wurde.

Als Pater Nelz von dem Brand zu seinen Pfarrkindern sprach, sagte er: „Mit dem frommen Dulder Job, dem alles genommen wurde, um seine Gottestreue zu erproben, wollen auch wir fest bleiben in unserem Glauben: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, Sein Name sei gebenedeit. Und zum Himmel aufblickend laßt uns beten: Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden."

Da die abgebrannte Kirche von St. Johannes sowie auch die wertvollen Kirchensachen nur teilweise versichert waren, werden große Opfer gebracht werden müssen, um ein neues Gotteshaus aufzubauen.

Wer wird diese Opfer tragen?

Der Mensch ist vom Schöpfer als ein Gemeinschaftswesen ins Dasein gestellt worden. Jeder Mensch ist abhängig, nicht nur in seinem Schaffen, aber auch in seinem Lieben und in seinem Glücklichsein von seinem Nebenmenschen und von der menschlichen Gesellschaft. Die kleinste Lebenszelle der menschlichen Gesellschaft ist die Familie.

Als Gemeinschaftswesen hat der Herr den Menschen auch erlöst. Jeden einzelnen von uns berief Er, Glied des großen, heiligen, mystischen Leibes zu werden, dessen Haupt Er selbst ist. Nicht nur einzelnd, aber auch in Ge-

meinschaft mit allen anderen Gliedern des Leibes des Herrn soll der erlöste Mensch der Gottheit dienen.

Die kleinste Zelle dieses Gemeinschafts-Gottesdienstes der Christenheit ist die Pfarrei.

Gemeinsam nimmt die Pfarrfamilie teil am Hohen Amt des Sonntags, gemeinsam betet sie an den Leib und das Blut des Herrn im Allerheiligsten, gemeinsam opfert sie mit Christus und seinem Priester das unblutige Opfer zur Verherrlichung des Herrn. In früheren Zeiten nahm die ganze Gemeinde sogar teil an den Tauf- und Ehesakramentsfeiern, so wie wir heute noch teilnehmen an dem schönen Gemeindefest der Erstkommunion.

Die im Gottesdienst zusammenbetende Gemeinde ist auch vom Herrn berufen, gemeinsam das Opfer des Kreuzes zu tragen. Liebe und Kreuz gehören zusammen wie Berg und Tal. Keine Macht kann das Tal von seinem Berge trennen und keiner Erdenmacht wird es je gelingen, hier auf Erden eine Scheidewand zwischen Kreuz und Liebe zu stellen. Wo das Kreuz nicht mehr gewollt wird, da ist auch schon die Liebe gegangen.

Liebe, große, heilige, göttliche Liebe ist der Mittelpunkt alles christkatholischen Gottesdienstes. Wer liebt, der muß auch gesonnen sein, immer wieder zu beten: Wo du bist, Herr, da ist das Kreuz, und da bin auch ich.

Der St. Johannes-Gemeinde hat nun der Herr gegeben, was er selbstt getragen: Das Kreuz der Gemeinschaft. An diesem Kreuze zeigt sich klarer und reiner denn an jedem anderen, wie tief und wie heilig unser Christentum ist. Auf daß der Name des Herrn gepriesen werde von einem Ende der Welt bis zum anderen, vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang, das ist doch eigentlich der Bewegsgrund unseres katholischen Lebens mit all' seinem Beten, Lieben und Opfern. Um diesem Worte gemäß zu leben, muß der Mensch aber auf sich nehmen das Kreuz der Gemeinschaft.

Der Marienbote nimmt lebendigen Anteil an dem Kreuz, das die St. Johannes-Gemeinde jetzt trägt. Wir fühlen uns als Familienglied aller unserer Gemeinden und teilen Freud und Leid einer jeden Pfarrei, deren ständiger Gast unser Marienbote ist. Wir wissen auch daß viele unserer Leser wenigstens mit ihren Gebeten den Katholiken von St. Johannes helfen werden, das Kreuz zu tragen.

Es ist nicht katholisch, immer nur an sich zu denken oder in seinem religiösen Leben keinen Anteil an dem Wohl und Wehe der eigenen Gemeinde und der Nachbarsgemeinde zu nehmen. Vielleicht hält der Herr gerade deswegen so viel Segen von uns zurück, weil wir zu viel auf uns selbst eingestellt, und so wenig heilig christlichen und so viel unheilig kritischen Eifer für die Gemeinschaft haben.

Unser herzliches Beileid der St. Johannes-Gemeinde. Möge der Herr sie segnen und stärken, und möge bald der Tag kommen, da vom Altar einer neuen Kirche neues Gotteslob zum Himmel emporsteigt, den Herrn und Vater preisend für alle Kreuze, die Er uns sendet. Denn jedes Kreuz ist eine Einladung Gottes zur opfernden Liebe. Und wo dieser Einladung gefolgt wird, da ist die Liebe. Die Liebe aber ist das Größte.

Ja ja!

Die Einbildung

Coue, dessen Patienten sich einreden mußten, es gehe ihnen von Tag zu Tag besser, fragte einmal einen Assistenzarzt nach dem Befinden einer Patientin. „Es geht ihr schlecht," war die Antwort. „So dürfen Sie nicht sagen," tadelte Coue, „sie bildet sich ein, daß es ihr schlecht geht."

Am anderen Morgen wiederholt Coue seine Frage und erhält die Antwort „Die Patientin bildet sich ein, gestorben zu sein."

Berechtigte Frage

„Sagen Sie mal, Herr Doktor, kann ich wohl hundert Jahre alt werden?"

„Das kommt drauf an. Trinken Sie?" — „Nein" — „Rauchen Sie?" — „Nein" — „Essen Sie gut und reichlich?" — Nein, ich bin Vegetarier." — „Ja, Mann, dann sagen Sie mir bloß, warum wollen Sie denn da hundert Jahre alt werden?"

Sein letzter Wunsch

Ein Barbier stand vor dem Richter. Der Barbier hatte jemand umgebracht.

Der Staatsanwalt zog los. Der Barbier wurde zum Tode verurteilt.

„Haben Sie noch einen letzten Wunsch?" Der Delinquent nickte:

„Ja! Den Staatsanwalt möchte ich noch einmal rasieren!"

Vereinfachtes Verfahren

Steward: „Herr Baron, soll ich Ihnen das Frühstück hier an Deck servieren?"

Seekranker Passagier: „Hupp . . . Werfen . . . Sie . . . hupp . . .es lieber gleich über Bord!"

Kein Vertrauen

Die Aufgedonnerte kam zum Juwelier. Sie ließ sich einen Ring zeigen.

„Ist der Brilliant auch echt?"

„So echt wie Ihr Haar, gnädige Frau."

„Dann zeigen Sie mir lieber etwas anderes."

Ursula und der trotzige Knecht

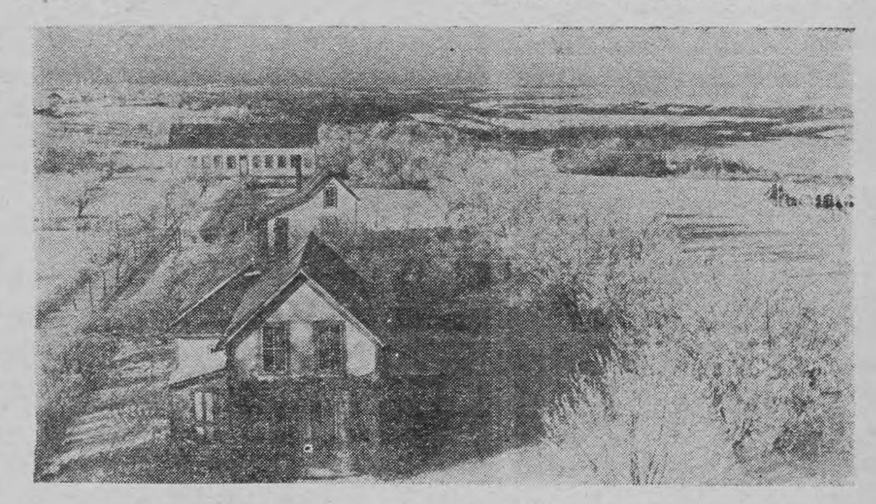
Der Knecht Heinrich hatte eines Tages im Kleefeld die Sense von sich geschleudert und war zur selben Stunde noch vom Hofe gegangen. Weiß der Himmel warum und wohin! Aber es fragte ja auch im Grunde niemand ernstlich darnach, obwohl er sich hätte nur an Ursel wenden brauchen, an die Kleindirn, die des Knechtes Bräutchen war. Nein, es fragte niemand ernstlich nach ihm, und Ursel mußte es ganz für sich allein wissen: der Knecht Heinrich war in die Stadt gegangen. Er mochte nun nicht mehr Knecht sein, Klee mähen, Weizen und Korn dreschen, Pferde striegeln und Fohlen binden, er mochte das alles nicht mehr; auch von diesem schläfrigen Erdgeruch hinter dem Pfluge war er nun satt über Gebühr, ja, und das Braun und Grün der Felder, das Rot und Gelb und Blau der Wälder, es wuchs ihm gleichsam schon zum Hals heraus. Mochte Knecht sein, wer wollte, er nicht mehr. Überhaupt aber, was er am meisten verabscheute, war dieses zwecklose, zukunftsleere Dasein, eingeklemmt zwischen Tenne, Stall und Stube, dieses kümmerliche Hoffen auf die Zeit, da er sein Lieb im Ernste würde zu seinem Weib machen können. Ach das mußte ja alles viel schneller gehen, übers Jahr mußte alles im Lot sein, aber nun freilich, dazu mußte er eben frei sein, ledig, wie ein Roß, und dazu ging er also in die Stadt. Er wollte es schaffen!

Das alles nun wußte natürlich Ursel, die Kleindirn, ganz genau, und es dünkte ihr eben ein überaus seliges Geheimnis. Sie dachte Tag und Nacht daran, und es fiel immer etwas Neues dazu ein, und sie war so recht stolz auf ihren Heinrich, wie nie eine Kleindirn auf ihren Schatz hätte sein können. Es war ihr alles recht, natürlich auch, sie verstand ja gar nicht so viel davon und wußte nur: übers Jahr.

Der erste Brief kam denn auch sehr bald, wie Heinrich es versprochen. Er brachte sogleich eine überaus gute Nachricht: Heinrich hatte bereits ein Unterkommen gefunden, er diente als Hausknecht in einer Brauerei — ja, solch ein Glück —, und schon den ersten Tag hatte er zwei Schilling Trinkgeld eingenommen. „Oho," seufzte Ursel, „macht einhundertzweiundsiebzig"—sie rechnete nämlich ihre Ersparnisse auch noch dazu—, und so dann las sie den Brief noch ungezählte Male, bis die Schrift sich ganz verwischte.

halb in Trotz und halb in Demut: gut, ich kann warten.

Richtig, nächste Woche traf denn auch der fällige Brief wieder bei ihr ein, wie es sich gehörte, und darin klärte sich alles auf. Nämlich Heinrich war jetzt nicht mehr Hausknecht in der Brauerei, sondern da gab es eine Fabrik in der Stadt, darin arbeitete er. Ursel müsse das einwöchentliche Schweigen verzeihen, die Umstände hatten es mit sich gebracht, in Zukunft käme ja jeder Brief wieder regelmäßig, und im übrigen habe er die



Frühreif in Battleford

Somit ließ sich die Sache recht gut an. Die Monate gingen dahin, Briefe kamen, Briefe gingen, die Rechnung wuchs.

Plötzlich aber, da blieb ein Brief aus. Ursel mochte sich die Augen aussehen nach dem Briefträger, er kam ihr nicht zu Gesicht. Da wurde sie erstmals nachdenklich was war denn das eigentlich für eine Geschichte? Sie hier und er dort und dazwischen jenes unbegreifliche Ding, das die Ferne hieß. Eine Weile betrachtete Ursel diese Tatsache als etwas ganz Unmögliches, Lächerliches, beinahe Ungesundes, aber das war wohl nur so eine Anwandlung; denn sie wurde gleich wieder gescheit und sagte sich

erste Woche bereits sechsundzwanzig Schilling verdient. Oho! Das ergab nun schon zweihundertvierzig!

Die Kleindirn wurde jetzt noch fröhlicher, als sie das schon von jeher gewesen, und innerlich wurde sie noch stolzer auf ihren Schatz. Flink wie eine Eidechse huschte sie durch den Hof, die Tauben flatterten um ihre Schürze herum und die Hühner liefen gackernd hinter ihr drein. Ein Vierteljahr war bald vorbei.

Plötzlich aber, da blieb wiederum ein Brief aus und alles Herwarten hilf dabei nichts. Ach! Aber nun ist das am Ende mit dieser Fabrik auch nichts mehr, dachte Ursula erschrocken, oder was weiß ich ist sonst. Sie suchte

Brot!



September Marienbote	$1,316.82
John Rehm, Regina, Sask.	40.00
L. R. Redner, Albertown, Alta.	5.00
Peter Rieger, Holdfast, Sask.	1.00
Martin Fichter, Estevan, Sask.	10.00
John Schachtel, Goodsoil, Sask.	10.00
Mrs. A. Graf, Regina, Sask.	20.00
Eddy Fitterer, Regina, Sask.	5.00
Frank Thurmeier, Regina, Sask.	10.00
A friend, Cosine, Sask.	5.00
	$1422.82

Ein herzliches Gott vergelt's allen freudigen Gebern.

---

sich das recht genau vorzustellen, wie es wohl in der Stadt zugehe zwischen den Menschen, allein das gelang ihr nicht recht, und darauf hegte sie plötzlich ein großes Mißtrauen gegen die Stadt in ihrem Herzen. Wer wußte, ob Heiner es dort so fand, wie es ihm zugehörte! Da zuckte es Ursel durch alle Finger und Fasern, am liebsten wäre sie einmal nachsehen gelaufen. — — Der Brief aber kam die ganze Woche nicht, und am Sonntag, als die Kleindirn auf dem Kirchgang den Briefträger traf, konnte der natürlich auch nicht versprechen, daß wenigstens die nächsten Tage ein Schreiben für sie einlange. O Gott! Nun mußte sie eben wieder warten. Allein wider allen Anschein kam die Sache diesmal dennoch anders: nämlich, da stand der Knecht Heinrich plötzlich vor ihr, als sie aus dem Friedhof trat. Ja und er war es leibhaftig.

„Heiner!"

„Ach ja, Ursel!"

Die Kleindirn ging wieder, und der Heiner ging neben ihr her, und es war ein herrlicher Sonntagsweg zu zweien. Ursel pflückte Vergißmeinnicht und Schusternelken, schielte seitwärts auf ihren Liebsten, ward rot und blaß und trällerte plötzlich wie ein Star.

Da lachte der Knecht und fragte: „Freut es dich, daß ich gekommen bin?

Sie nickte heftig.

„Hast du mich lieb?"

„Lieb?" fragte sie verdutzt. „Nein! das ist mir viel zu herrisch, du Stadtfrak, du! — Aber ich mag dich gern."

„Schnipp-schnapp!"

Sie lachen beide laut hinaus.

Ja, aber dann sagte die Kleindirn seufzend: „Jetzt ist es schon bald ein halbes Jahr, gelt."

Da wurde auch er plötzlich ernst und lachte nicht mehr.

„Fünf Monate sind es, gelt," verbesserte sie nach einer Weile.

„Ja," sagte der Knecht Heinrich, aber es klang richtig gedrückt, als gäbe er es nur widerwillig zu.

Die Kleindirn merkte das wohl, aber sie gab es nicht zu wissen. Es fielen ihr nur plötzlich die Gedanken dieser Woche ein und sie verspürte ein Gefühl in sich, von dem sie nicht wußte, sei es Angst oder nur Sorge. Endlich fragte sie: „Und bist du noch in der Fabrik, Heiner?"

„Die Fabrik?" Heiner biß einen Fuchsbartsstengel durch, aber der war so bitter, daß er ihn gleich wieder ausspeien mußte. „Die Fabrik! Nämlich, Ursel, daß ist überhaupt so in der Stadt." Er verstummte, doch war es ein beredtes Schweigen.

Die Kleindirn machte ein paar versonnene Schritte. So! dachte sie! Aha! Hernach aber machte sie weiter gar kein Federlesen, sondern wußte es ganz genau, daß mit der Stadt war nicht in Ordnung. Sie hatte also recht geahnt. Es war übrigens ganz gleich, warum die Sache nicht stimmte, auf jeden Fall nam sie kurz entschlossen Heiners Arm, und ihr Eifer ließ die Stimme beinahe schroff erscheinen. „Nachher," sagte sie resolut, „nachher bleibst du eben wieder da. Warten wir eben noch ein Jahr, aber ich laß dich einfach nicht zugrunde richten in der Stadt da!"

Er lächelte kurz, gab ihr aber keine rechte Antwort, sondern sprach: „In der Stadt, Ursel! Ich habe ja eigentlich Glück, jetzt arbeite ich an einem Bau — aber, recht gesehen braucht mich gar niemand. Sie sagen ja,

wenn du kommst dich anzubieten und sie guter Laune sind, aber wenn du gleich wieder gehst, so sagen sie auch nur ja: du brauchst nicht mit Sturm und Krach davonlaufen, wie ich daß bei euch getan habe. Du bist gar nichts. Hin und wieder, da gibt es Einser oder Zweier, aber die meisten sind lauter Nullen, sie werden hinten angehängt. Ein Daheim gibt es nicht; es gibt überhaupt nichts unter den Füßen, man rutscht durch alle Ecken und Enden, wie ein Stück Seife auf Glasboden. Ich weiß nicht, wie ich dir das sagen soll, aber verstehst du, der Wille, der ganze Wille wird einem kaputt dabei. — — Aber natürlich," jetzt unterbrach er sich plötzlich wieder mit einem Lachen, „wehleidig kommt keiner um die nächste Ecke. — So, und da schau, ein echter Fünfziger! Was?!"

„Aufheben?" fragte die Kleindirn geschwind.

„Nun freilich!"

Doch wärend sie die Banknote ins Gebetbuch faltete, standen die Zweifel schon wieder auf. Nein, nein, so ging das überhaupt nicht weiter. Es lag ja sonnenklar, der Heiner ging dabei darauf. „Schön," sagte sie, und jetzt bleibst eben in Gottesnamen wieder da. Lassen wir die Stadt! Was wäre mir denn das für ein Leben, heute da und morgen dort, und immer auf der Hetze wie ein Jagdhund—und—" vollendet sie plötzlich purpurrot vor Trotz, „wenn dich so niemand gebraucht in der Stadt, so mögen sie dich eben lassen!"

Der Knecht Heinrich lächelte, darauf aber sagte er in leiser Bitterkeit: „Da braucht mich auch niemand. Jeder Mensch ist zu ersetzen; du siehst ja, es geht auch ohne mich auf dem Hof."

„Und ich?"

„Ach ja, Ursel, du!" — — —

Manchmal steht irgendwo eine Bank unter einer Eiche oder einer Rotbuche, aber sie steht eigentlich nicht, wie das sonst eine Bank tut, sondern sie ruht, von Moos und Gesträuch halb und halb überwuchert, für sich selbst schon genug in stummer Beschaulichkeit Jahr und Tag dahin. Wer sich auf ihr niederläßt, der wird ruhig bis ins Herz, sein Blick sinkt hin über die Säume und Wälder im Tal, über die dunstigen Felder, nicht müde und doch voll süßer



Er sucht sich sein Winternest

Schwere, und es möchten Jahre vergehen, er stünde nicht auf, weil er sich sattgesehen.

„Schau, Ursel, bei euch blüht das Korn schon," sprach der Knecht, und wies hinaus über ihren Schoß ins Feld.

„Ja, erzählte die Kleindirn irgendwie gehorsam, „alles blüht und trägt. Klee und Weizen, Heiner, wie noch nie."

„Und Heu?"

„Kniehoch, Heiner, kniehoch!"

„Und im Stall?"

„Vier Kälber, zwei Fohlen — und Lämmer, Heiner, ich weiß gar nicht wie viel."

„Fein, was?"

„Heiner, bleib wieder!"

Er schüttelte trotzig den Kopf.

„Ich rede für dich mit dem Bauern."

„Ursel!" Aber nun fuhr er richtig zur Höhe. Er, und sich wiederum einbetteln?! Nein, nicht die geringste Spur! Und überhaupt, was habe sie denn? Das von vorhin, das war ja nur so ein Gerede; es gehe ihm doch gut, und er werde es schaffen durch dick und dünn, das sei keine Frage.

Da sagte die Kleindirn denn nichts mehr. — —

Freilich dann, als der Sonntag vorbei und Heinrich wieder gegangen war, wurde sie zu einer rechten Grüblerin. In der Stadt — nun wußte sie sich eben die Dinge bei weitem besser vorzustellen — in der Stadt war dem Heiner selbst nicht wohl, das lag klar. Er schämte sich dieser Tatsache bloß und trotzte sich dabei in einen Widerstand hinein, aus dem er schließlich keinen Rückweg m e h r wußte. Aber in der Stadt war das wirklich nichts für ihn, das sah sie je länger je besser ein. Nirgends daheim, wie ein Stück Seife auf dem Boden, und dabei von niemand gebraucht. Dieses letzte, diese Gleichgültigkeit rechnete sie der Stadt am allerschlimmsten an. Ihr ganzer gesunder Stolz bäumte sich auf gegen eine solche Lauheit des Herzens! Ach, du Dummer! schalt sie Heinrich im stillen und zürnte ihm beinahe, weil er sich eine solche Schändlichkeit bieten

ließ. Und zum Schlusse wußte sie's ganz genau: Heiner mußte heraus aus dieser Stadt. Es war eben alles eine Täuschung gewesen, was sie sich dabei gedacht hatten mitsammen, und es ginge hier ja auch vorwärts mit ihnen, soferne sich die Hände tätig regten nebeneinander. Besser ein graues Haar unter dem Hochzeitskranz, als das Glück auf diese Art erkauft. Und nun plötzlich fiel ihr auch noch ein: wie dachte sich Heiner dies eigentlich, sollte sie dereinst in die Stadt nachkommen? Sie wurde ganz blaß, während sie dies dachte, und ihre Hand krampfte sich geizig um die Haferschüssel, so daß die Hühnerschar vor Verwunderung mit gierigen Hälsen erstarrte. Dann plötzlich jedoch lachte sie schon wieder hellauf und ließ die Körner mutwillig über die Federn hinprasseln, dann lief sie davon.

„Lieber Heiner," schrieb sie am anderen Abend, „komm! Es ist schön bei uns. Das Korn ist heuer so fett, daß sie schon zweimal mit den Rössern sind steckengeblieben: du mußt wissen, wir haben jetzt eine Maschine. Der Bauer hat auch wieder ein Stück Wald dazugekauft. Im Hausgarten gehören die weißen Rosen jetzt mir. Heiner komm!" — —

Aber Heiner, der Knecht, trotzte und trotzte weiter. Er sandte zwanzig Schilling und viele Herzensgrüße: kommen tat er nicht.

„So," sagte Ursula, die Kleindirn. Aber sie spürte trotzdem so von ungefähr sich bedankt für all das Schöne, von dem sie ihm geschrieben, sie glaubte schier das Heimweh' seufzen zu hören zwischen den Blättern. „So!" sagte sie noch einmal, diesmal aber nahezu befriedigt, und beschloß, in dieser Art fortzufahren. Sie lief durch Haus und Hof, Flur und Wald mit großen offenen Augen kunterbunt alle Schönheiten zusammen zu suchen, wie sie nur zu finden waren. Und siehe! Es gab so viel, von dem sie früher nie gewußt hatte, so viel! Im Walde standen wilde Äpfelbäume, an denen hingen bittere Früchte von solch roter Pracht, wie purpurne Kugeln. In der Au unten war die Erde blau wie Schatten und wenn man sie aufbrach, so quoll geheimnisvoller Dampf aus ihr hervor, unter den Birken oben aber war sie braun und voll eines betäubenden, süßes Geruches.

Der Knecht Heinrich aber blieb in der Stadt. Er erwähnte ihre Schilderungen kaum, und nur einmal, ganz am Rand, da verriet er, in den Steinbruch sollte sie gehen, da wäre die Erde grau wie mattes Silber. Und ob „Alexander" der alte, ausgediente Ackergaul noch lebe, wollte er wissen. Aber vielleicht war das alles nur eine Neckerei.

Hingegen Ursel, die Kleindirn, lief am nächsten Sonntag getreulich zum Steinbruch und fand die Erde, und diese schimmerte grau wie altes Silber. Und „Alexander" lebte auch noch: alles lebte, alles war schön!

Heinrich komm!

Heinrich kam nicht. Ursel, die Kleindirn mochte es anfangen, wie sie wollte, es half ihr gar nichts. Und selbst so kleine, versteckte Drohungen griffen nicht an, ihm hingegen ernstliche Zweifel an ihrer ferneren Zuneigung einzuschrecken, dazu gab sich das große Herz der kleinen Dirn nicht her. So wurde sie denn endlich völlig ratlos und verzagt: denn daß es Heinrich nicht wohler geworden in der Stadt, das las sie nicht nur aus seinen Zeilen heraus, daß wußte sie aus sich selbst. Jüngst hatte er gar durch Wochen hindurch gefeiert, Gott, welch ein Leben! Nein, da blieb eben nur mehr der eine Weg! Ursel, die Kleindirn, nahm alle Scham und allen Mut zusammen, und siehe, schon anderen Tages konnte sie schreiben „Heiner komm! Ich hab' mit dem Bauern gesprochen, du sollst kommen, sagt er. Also komm!"

Darauf kündigte der Knecht Heinrich wirklich sein Kommen an für den nächsten Sonntag, aber, wie er gleich versicherte, bleiben wollte er nicht.

Ursula ging ihm diesmal entgegen, aber sie gerieten lange nicht auf ihre eigentliche Sorge zu sprechen. Sie waren beide plötzlich befangen und schluckten mächtig an ihren Worten herum.

„Ach!" stotterte die Kleindirn erschrocken, „Heiner, was hast du denn für eine Kappe auf dem Kopf? Pfui, wie häßlich!" Aber dabei zitterten ihre Blicke über sein schmales, lichtsüchtiges Gesicht, das doch einst so braun gewesen. Was hatte er denn nur? War er denn um Gotteswillen bereits krank? —

„Ich?" Der Bursch fuhr sich verlegen an den Schild über die Augen. „Dies ist doch eine ganz neue Mütze."

Wie nun dieser riesige Kerl da so demütig vor ihr stand, wollte es in Ursels Herzen so heiß werden, daß sie dem Burschen am liebsten die Arme um den Hals geworfen hätte. Aber, dies vermochte sie am allerwenigsten, und so fuhr sie in ihrer Not nahezu erbittert auf ihn los. „Mütze? Ich bitte dich, rede doch deutsch! Das ist eine Kappe und keine Mütze. Überhaupt sind wir doch nicht in der Stadt hier.

Kinderlieder

Von Margarete Seeman

Schlafen gehen!

„Immer muß ich schlafen gehen,
wenns am schönsten wär!"
Ach, der kleinen Plauderlene
fällt das Folgen schwer!
Wenn das Bett aus Schokolade
und der Polster Zucker wär,
Marzipan die gelbe Decke,
ging's nicht halb so schwer.
Hei, da wollt ich fleißig schmausen,
denkt die kleine Maus,
ginge aus dem Zuckerhäuschen
gar nicht mehr heraus!

Kindergebet

Am Himmel ging die Sonne aus.
Mein Herzlein ist ein kleines Haus,
drin ist es hell und fein.
O Jesus, komm herein!
Es wohnen schon viel Menschen drin
und eine kleine Königin;
die hat den schönsten Blumenstrauß
und ihr gehört das ganze Haus.
Doch wenn du durch die Türe gehst
und in der hellen Stube stehst,
dann ist das ganze Häuschen dein
mit mir und meinem Mütterlein,
der kleinen Königin!

An Christus

Dem die Sonnen das Haar durchkränzen,
Den die Sterne umrauschen wie Meere,
Heiliger in der Lichtflut Glänzen,
Einziger in der unendlichen Leere!
Abends rotlodernde Bergesfirnen
Leuchtet Dir, König, gleich Opferbränden!
Cherubim neigen die schimmernden Stirnen,
Knieend vor Dir mit gefalteten Händen!
Ewiger, dessen Namen die Sonnen
Schreiben in Lüfte, die Wege uns zeigend!
Betend ahnen wir Deine Wonnen,
Neigen die Häupter, in Ehrfurcht schweigend!

Lorenz Krapp.

Daraufhin aber meinte er nun endlich auch, sie brauche ihn doch nicht gerade auf solche Art und Weise zu empfangen, er habe es nicht verdient. Sie schwieg, er sagte auch nichts, in leisem Verdruß schritten sie nebeneinander her, und es wurde diese Zusammenkunft überhaupt bei weitem nicht das, was sie im Geheimen wohl beide davon erhofft. Er beteuerte nur in eigentümlicher Hast und mit seltsamen, fremden Gebärden, daß er nicht bliebe, nein, niemals, sie müsse verstehen, es wäre vom Bauern nur Gnade. Und das wolle er nicht, das könne er nicht mehr. Er verzichte auf ein Leben, das ihn nur zur Not mitleidig daneben hertrotten lasse, ihn freue eben gar nichts mehr. —

Die Kleindirn hingegen ließ ihn reden, brachte selber kaum einen Einwand dabei hervor, und letztlich ließ sie ihn eigentlich völlig gleichgültig wieder ziehen. Mochte er eben, dieser Trotzkopf, mit der Zeit würde er schon zur Vernunft kommen.

Der Winter ging vorüber, nun war das Jahr bald voll. Ursula schrieb jetzt ihre Briefe in der alten Weise, voll einfacher, natürlicher Innigkeit, sie bettelte nicht mehr um des Knechtes Heimkehr, und Schönheiten zählte sie auch nicht mehr auf. Wenn es sie auch leise kränkte, daß Heiner so wenig auf ihren Willen und Wunsch hört, so hatte sie nun freilich auch das Unrecht ihrerseits eingesehen. Schon längst sogar, und das war ja auch klar, so hätte sie nie sein dürfen, damals bei seinem letzten Besuch. Auch war sie jetzt wieder viel weitergekommen im Denken und Fühlen und Verstehen, jetzt begriff sie auch Heiners Trotz beinahe schon ganz und lebte seinen Gedanken nach. Stolz sein und ein eigenes Werk beginnen und sodann an allen Enden daran scheitern, das tut weh! Da möchte wohl Trotz aufflammen, auch bei ihr, das wußte sie, und dann möchte Verbitterung kommen und endlich Kälte, Herzlosigkeit und innerer Tod. Ja, Ursula begriff dies alles, und wenn sie jetzt also Heinrich auch nicht mehr ums Kommen bat, so wußte sie denn doch nicht ungewisser: er mußte wiederum heim.

Er mußte, ja! Aber wie? Konnte sie ihn denn zwingen; konnte sie das? Nein — oder?! — Himmel, nun aber bekam sie langsam auch den Trotz und nun wollte sie es just gerade einmal darauf ankommen lassen.

Also!

„Bauer" sagte die Kleindirn ganz mutig zum Hofherrn, „der Heiner, also, das ist einer! Jetzt kommt er immer noch nicht. Er meint, wir brauchen ihn nicht, aber gelt, wir brauchen ihn schon." Und sie legte so viel Ton auf dies „Brauchen," daß der behäbige Mann vor ihr nur schmunzelnd a n t w o r t e n konnte: „Sooo?"

„Ja, und ich habe mir schon gedacht, weil just eben das Tagwerkerhäuschen leer steht . . . . "

Weiter kam sie nimmer; denn natürlich brauchte der einfahrende Heuwagen den ganzen Platz, und überhaupt mußte der Bauer ja aufs Feld sehen, aber das Eine war ja im Grunde genug: er hatte „Ja" gesagt.

Also jetzt wollte sie es eben erst recht darauf ankommen lassen.

„Lieber Heiner!"

Ach, wer jetzt ihr scheinheiliges, verschmitztes Gesicht beschriebe, mit dem sie sich über den Bogen lehnte!

„Lieber Heiner! Sei so gut, und wenn du uns vielleicht einen Knecht weißt; denn wir brauchen dringend sofort einen Knecht, so schicke ihn uns her! Das Tagwerkshäusl steht leer, und er könnte ja auch verheiratet sein, sagt der Bauer. Es soll aber ein tüchtiger Knecht sein, weil wir einen anderen gar nicht brauchen können, aber du weißt das ja selber. Der Bauer hat ja erst gemeint, ob uns nicht vielleicht du aus der Not helfen wolltest, und ich habe das auch gedacht, aber du wirst eben nicht mögen. Bringe uns aber dann wenigstens einen zu — du mußt das schon tun, gelt, weil es eine Gefälligkeit ist. Wir brauchen ihn aber notwendig; er soll gleich kommen. Mit vielen Grüßen und Küssen

Deine Ursel."

Und siehe — am nächsten Sonntag, sogar noch vor der Messe, war der Heiner da. „So," sagte er groß, „der Knecht wäre da!"

„Nun, Gott sei Dank!" sagte die Kleindirn in lachender Schnippigkeit. „Wo ist er denn nachher?"

„Ach ja," meinte der Heiner, „der Knecht ist da!"

Darauf gab sie ihm plötzlich die Hand, er aber behielt sie, und nun schritten beide vor allen Leuten ganz glückselig Seite an Seite in die Kirche.

Warum denn so kleinmütig?

Ein mancher sieht so sauer aus wie ein Essigkrug. Er kratzt sich hinter den Ohren wie ein Pudelhund im Juli. Er seufzt die ganze Zeit wie ein ungeschmierter Karren . . . . .

„Was soll ich anfangen? — Kein Geld in der Tasche, kein Brot im Haus! Es ist alles aus. Ich bin ganz verlassen."

O Narr! — Verlassen — — Freilich bist du verlassen, aber nicht von Gott, sondern von deinem Verstand.

Kannst du beten?

Ja!

Nun, was betest du?

Vater unser, der Du bist im Himmel! . . .

So hast du doch einen Vater im Himmel. Warum machst du dann solche Mucken —? Du hast einen Vater, der der reichste ist . . . . . . der wird dich nicht verlassen. Du bist je besser als ein Fuchs oder Luchs . . . . .

Du bist mehr als eine Katz' oder ein Spatz . . . . .

Gott erhält jene. Warum soll er dich verlassen, der doch dein Vater ist, — und du sein Kind?

Also sprach Abraham a Santa Clara

Missionswerk des Marienboten

Weltmission

„Das große heilige Amt, das unser Herr Jesus kurz vor seiner Rückkehr zum Vater seinen Jüngern übertragen hat, indem er sprach: „Gehet hin in alle Welt und verkündet das Evangelium der gesammten Schöpfung", sollte mit dem Tode der Apostel nicht aufhören, sondern bei deren Nachfolgern fortdauern bis ans Ende der Zeiten, solange es nämlich Menschen auf Erden geben wird, welche die Wahrheit freimachen soll. Daher ist die Kirche vom ersten Augenblicke an dieses göttlichen Auftrages eingedenkt gewesen und hat im Laufe der Jahrhunderte nie aufgehört, die Boten und Diener der von Gott überlieferten Lehre und des dem Menschengeschlecht durch Christus bereiteten Heiles in alle Weltteile zu entsenden.

„Wenn wir aber die vielen großen Anstrengungen, die bei der Ausbreitung des Glaubens von den Unsrigen übernommen worden sind, den großen dafür eingesetzten Eifer, die vielen Beispiele unüberwindlichen Heldenmutes betrachten, dann dürfen wir uns sehr wundern, daß es trotzdem noch immer ungeheuer viel Menschen gibt, die in Finsternis und Todesschatten sitzen; beträgt doch nach neulich angestellter Berechnung die Zahl der Heiden nahezu 1000 Millionen.

„Die Hilfe, die man dem Missionswerk leisten kann, und um die unsere Missionare unaufhörlich bitten, ist dreifacher Art. Die erste kann jedermann leisten: Es ist das Gebet zum gnädigen Gott. An zweiter Stelle muß dem Mangel an Missionaren abgeholfen werden. War dieser schon früher sehr groß, so ist er mit dem Abschluß des Krieges aufs höchste gestiegen, so daß viele Teile des Ackerfeldes des Herrn ohne Bebauer sind. — Endlich bedarf es zur Erhaltung der Missionen nicht geringer Geldmittel, zumal da ihre Bedürfnisse infolge des Krieges ins Ungemessene gestiegen sind, indem so viele Schulen, Krankenhäuser, Unterkunftsanstalten, Gabenverteilungshallen aufgehoben und unterdrückt worden sind. Hier rufen wir alle Gutgesinnten auf, daß sie sich nach Kräften freiwillig zeigen. — Wir hegen das Vertrauen, daß der katholische Erdkreis es nicht zulassen wird, daß, während andere zur Verbreitung des Irrtums Geld in Hülle und Fülle aufbringen, die Verbreiter der Wahrheit auf unserer Seite in Not kämpfen müssen.

„Die Zahl der Nichtkatholiken auf der Erde ist so groß, daß auf hundert Katholiken ungefähr fünf hundert Nichtkatholiken kommen, oder hundert Nichtkatholiken stehen zwanzig Katholiken gegenüber. Betrachten wir die einzelnen Erdteile, so kommen auf hundert Katholiken in Europa 140 Nichtkatholiken, in Asien 6400, in Afrika 3300, in Nord- und Südamerika 130, in Ozeanien 200.



Mitglieder des Marianischen Missionsvereins, Goodsoil, Sask.

„Dementsprechend ist das Verhältnis der Zahl der Missionare zu der der Heiden. Auf zwölf katholische Missionare kommen eine Million Heiden, auf einen katholischen Missionar rund 83 000 Heiden. Einem katholischen Missionar stehen gegenüber in Asien 905 Katholiken und 107 000 Heiden, in Afrika 926 Katholiken und 46 000 Heiden, in Amerika 2007 Katholiken und 18 000 Heiden, in Ozeanien 554 Katholiken und 3645 Heiden." (Benedikt XV.,— Rundschreiben vom 30. Nov. 1919).

Nach dem ersten Weltkriege waren diese Worte geschrieben. Heute sind die Verhältnisse auf unseren Missionsfeldern nicht anders, vielleicht sogar noch schlimmer und verworrener. Andererseits beginnt aber auch der Missionsgedanke unter unseren Katholiken wieder zu erwachen. Diesen Oktober — der Oktober ist der Missionsmonat der katholischen Kirche — wollen wir einmal kurze Abrechnung halten, wie weit die Marienbotenleser am Missionswerk der katholischen Kirche teilnehmen. Wir tun es, um darauf hinzuweisen, wieviel auch von uns noch viel besser gemacht werden könnte.

Papst Benedikt XV. forderte von den Katholiken dreifache Hilfe für die Missionen, erstens Gebetshilfe, zweitens Geldhilfe und drittens mehr Missionare.

Viele unserer Leser — beiweitem leider noch nicht alle — gehören dem Marianischen Missionsverein an. Jedes Mitglied dieses Vereins zahlt fünf Cent per Monat für die Missionen, und betet in der Meinung der Missionare täglich drei Gegrüßet seist du Maria. Dafür



Und hier ist eine andere Gruppe von Goodsoiler Kindern, die im Marianischen Missionsverein für die Verbreitung des Christenglaubens arbeiten und beten. Die Kinder von Goodsoil bilden eine der fleißigsten Gruppen unseres Vereins. Wer wollte ihrem Beispiel folgen?—Den Kindern von Goodsoil unsere herzlichsten Grüße. Und den guten Schwestern ein schönes „Gott vergelt's" für ihre Organisationsarbeit.

wird für alle Mitglieder täglich eine heilige Messe von den Oblatenmissionaren gelesen. Außerdem erhalten alle Mitglieder an gewissen Festtagen einen vollkommenen Ablaß. Alle nehmen sie auch teil an jedem guten Werke, das von den Missionaren vollbracht wird.

Die Mitglieder des Missionsvereins sind eine Art Dritter Orden der Oblatenmissionare. Ihre Gebets- und Gabenhilfe ist den Missionen von außerordentlicher Wichtigkeit. Leider haben noch lange nicht alle Katholiken diese Wichtigkeit verstanden. Wir haben Gemeinden, in denen es auch nicht ein einziges Mitglied des Missionsvereins gibt. Könnten wir dem nicht abhelfen? Könnten wir nicht überall einen Missionsverein haben, der für die Missionsarbeit der Kirche arbeitet und betet? Überlege es dir. Um nähere Auskünfte schreibe an den Schriftleiter.

Um den Mangel von Missionaren abzuhelfen, haben wir im Marienbote ein zweifaches Werk begonnen. Da ist erst die „Students Burse". Sie ist auf der inneren Umschlagseite am Ende des Marienboten zu finden. Wir wollen ein paar tausend Dollar sammeln, die in die Bank gelegt werden. Von den Zinsen, die wir dafür von der Bank erhalten, könnte jedes Jahr das Studium eines armen Priesterstudenten bezahlt werden.

Als wir die „Student Burse" vor drei Jahren begannen, zeigten viele Katholiken großen Eifer. Sollen wir das angefangene Werk stehen lassen, wo es heute steht? Oder sollten wir nicht mit allem Eifer versuchen, wenigstens 6000 Dollar aufzubringen, die uns eine ewige Freistelle im kleinen Priesterseminar schaffen würde? Wer ist willig, auch hier weiter zu helfen?

Als zweites Werk des Marienboten für die Förderung von Missionsberufen ist die Teilnahme am „Oblate College Drive" zu erwähnen. Wir sammeln Gelder, um in North Battleford eine neue Priesterschule für Knaben zu bauen. An diesem Werke nehmen unsere Katholiken mit wirklich großer Begeisterung teil. Viele haben sich verpflichtet, im Laufe von zwei Jahren eine außer-

Schluß auf Seite 21

Georg, der kleine Tabernakeldieb.

Alle können wir die anmutvolle Legende, die von einem goldlockigen Kinde erzählt wird, das auf den Altar stieg und an die Tabernakeltür klopfte, um nach Jesus zu fragen. Hier eine unglaubliche Geschichte, die diese Legende noch übertrifft.

Unser Held ist der kleine Georg, der im Kloster der Heiligen Engel am 14. April 1933 im Alter von vier Jahren starb. Man heißt ihn den kleinen Tabernakeldieb. Er war aus dem Stamm der Bergindianer. Seine Mutter starb, als er drei Monate alt war, und so brachte man ihn zu den Schwestern ins Waisenhaus am Athabaska-See. Sofort lernte er sprechen; sein Verstand schien ausnahmsweise frühzeitig zu sein. Es genügte, ihm zu sagen: „Jesus will, daß du schön brav seiest," und sogleich betrug er sich wie ein kleiner Engel. Die Zermonien in der Kapelle fesselten ihn; da staunte er, bemerkte alles und verlangte immer wieder Erklärung bald von diesem, bald von jenem, was ihm aufgefallen war.

Eines Tages fragte er: „Schwester, wie macht es der Pater, um Jesus zuhaben?" „Nun, erwiderte die Schwester, „er nimmt das Schlüsselchen und öffnet die Türe des kleinen goldigen Häuschens. Dort ist Jesus in dem schönen Kelche. Er hebt den Deckel von demselben ab, nimmt Jesus und gibt ihn denen, die ihn gernhaben."

Bei dieser Antwort regte es sich in den Gedanken des Kleinen, der kaum drei Jahre zählte. Er fragte sich, warum man ihm nicht auch diesen guten Jesus gebe, wie seinen Spielgenossen im Waisenhause. Er gab sich Mühe ihn immer mehr zu lieben, damit auch er verdiene, Jesum zu bekommen.

Mgr. Joussard, Hilfsbischof von Mgr. Grouard, wohnte im Missionshause am Athabaska-See und besuchte öfters die Waisenanstalt. Wenn ihn nun die kleine Schar umgab, fühlte er sich fast immer am Zingulum gezogen. Es war unser Georg.

„Sag, Herr Bischof, fragte er immer, „wann wirst du mir Jesus geben?"

„Bald, bald, mein Kind", war die stets wiederkehrende Antwort, „sei immer schön brav!" Aber Georg konnte wohl brav sein, dieses „bald" kam nicht.

Da tauchte ein Plan in seinem kleinen Köpfchen auf; er dachte ihn aus und machte sich dran, ihn zu vollziehen. Eines Morgens enthuscht er ungesehen der Aufsicht der Schwestern und stieg hinauf in die Kapelle. Kein Mensch ist drin. Im Nu ist er in der Sakristei, schleppt die kleine Fußtreppe heraus auf die Altarstufe und klettert auf den Altar. Der Schlüssel des Tabernakels liegt noch da, die Schwester hatte ihn auf unerklärlicher Weise liegen gelassen. Sein Plan ist nun bald verwirklicht. Georg öffnet den Tabernakel, nimmt den Speisekelch, hebt den Deckel ab und gibt sich Jesum.

Im selben Augenblick kommt Schwester Dionysia in die Kapelle. Sie steht ganz betroffen da beim Anblick, der sich ihr bietet. Das Kind ist überrascht, will schnell heruntersteigen und fällt. Die Oberin ist sofort benachrichtigt und läuft herbei. Aber wie sie den Kleinen ganz freudestrahlend vor sich sieht, schilt sie ihn nicht, sondern spricht ihm sanft zu: „Geeorg, warum hast du das getan?"

„Weil der Bischof dem kleinen Georg Jesus noch nicht gegeben hat, hat Georg ihn genommen." Es klang wie ein Siegeswort.

„Hast du mehrere Hostien genommen?"

„Ach nein, habe getan wie der Bischof tut; ich habe eine genommen." Dabei macht er fein die Gebärde, als nähme er zart die heilige Hostie und legte sie sich auf die Zunge mit andächtig geschlossenen Augen. Ohne nun sein Gewissen in Unruhe zu versetzen, erklärt man ihm, daß nur der Priester die heiligen Hostien so nehmen könne; auch empfiehlt man ihm, niemanden etwas zu sagen von dem, was er getan.

Georg wahrte immer sein Geheimnis. Kurz nach diesem kindlichen Diebstahl der Liebe, wurde er zur häufigen Kommunion zugelassen. Er wußte den ganzen Kinderkatchismus, und die Früchte seiner wagemütigen ersten heiligen Kommunion zeigte sich wunderbar in seinem Benehmen. Während fast eines ganzen Jahres kommunizierte er jeden Tag, und P. Jaslier, der Geistliche des Klosters, konnte sich nicht genug erbauen an der Reinheit und Frömmigkeit seines kleinen Schülers, wenn er ihn mit Schwester Dionysia zur Kommunionbank hintreten sah.

Zu seinen letzten Tagen schrieb Schwester Oberin folgendes:

13. Juli. Ich schreibe beim Wachen am Krankenbette des kleinen Georg. Seine Krankheit kam ganz plötzlich. Wir verstehen nichts davon. Ich glaube, daß noch bevor der Morgen dämmert, Jesus kommen wird, um seinen kleinen Dieb aus dem Tabernakel nun auch seinerseits von dieser Welt wegzunehmen und ihn in seinen schönen Himmel hinaufzuführen . . .

14. Juli. Georg ist fort. Er war nur acht Tage krank und hat viel gelitten. Als eine von uns ihm gestern sagte: „Georg, bitte Jesus, dir dein Bobo wegzunehmen", antwortete er: „O nein, er hat schon zu viel bobo, Jesus. Nein, kann mein Bobo Jesus nicht geben." Währenddessen ließ er mit Liebe und Mitleid seine Finger über das Kruzifix gleiten, das ihm die Schwester hinhielt. Dies waren seine letzten Worte, seine letzte Bewegung.



Sonnige Jugend

Gesegnet seien auf ewig die, welche durch solche Wege diese kleinen Kinder der nordischen Eisfelder zu Jesus hinführen!

P. Duchaussois O.M.J.

Missionswerk.

Schluß von Seite 20

gewöhnliche Summe für den Bau des neuen Knabenkolleges zu stiften. Und sie halten treu an ihrem Versprechen. Die meisten Farmer wollen mit der Abzahlung ihrer versprochenen Summe nach der Dreschzeit beginnen. Heute zeigt es sich,daß sie es ernst meinten, als sie dem Herrgott dieses Versprechen machten. Die Gelder beginnen einzukommen. Wir sind sicher, daß, wenn der gute Wille so bleibt, wie er sich bis jetzt gezeigt hat, wir im Frühjahr mit dem Bau beginnen können, ohne Schulden machen zu brauchen.

Oktober ist Missionssonntag. Was wollen wir tun, um der katholischen Mission zu helfen?

Wir brauchen Gebet. Drum laß dich als Mitglied des Missionsvereins einschreiben. Wir brauchen finanzielle Hilfe, drum unterstütze die „Student Burse" und bleibe treu dem „Oblate College Drive."

Der Beobachter.....

Die Liebe wacht und es gibt immer noch eine Macht in unserer haßerfüllten Welt, die den Menschen, allen Menschen, ohne Unterschied der Religion und Rasse, Güte bringen möchte und helfendes Erbarmen.

Eines der schönsten Dokumente des besten Willens dieser Liebe hat uns Papst Pius XIV. hinterlassen, als er am 26. Januar dieses Jahres seinen erschütternden Aufruf an alle Bischöfe der Welt erließ. Wir möchten hier einige Sätze aus diesem Aufruf herausgreifen und der Öffentlichkeit vorlegen:

„Wie Wir während des mörderischen Krieges nichts, was uns durch Raten und Mahnen möglich war, unterlassen haben, auf daß der allzulang sich hinziehende Streit eingedämmt und alles na chRecht, Billigkeit und in ruhiger Ordnung beigelegt würde, so wollen Wir auch jetzt, wo der Krieg zwar vorbei, aber noch kein Friede ist, kraft Unseres apostolischen Amtes nichts unterlassen, um für die zahlreichen Wunden geeignete Linderung zu schaffen und dem gewaltigen Elend, von dem so viele Völker bedrückt werden, auf jede nur mögliche Weise zu steuern. Unter all den vielen nahezu unzähligen Härten, die der grausame Krieg mit sich gebracht hat, verletzt keine mehr Unser väterliches Herz als jene, welche die Scharen der unmündigen Kinder trifft, die, wie berichtet wird, zu Hunderttausenden vom Lebensnotwendigsten hinweggerafft werden und oft nicht allein des Brotes, der Kleider und eines Daches entbehren, vielmehr auch jener Liebe, deren das zarte Jugentalter sehr bedarf.

„Wahrlich, in dieser furchtbaren Zeitwende, da sich die materiellen und geistigen Ruinen ins Unermeßliche steigern, scheinen die karitativen Fürsorgemaßnahmen, die bei gewöhnlichen Notlagen vielleicht hinreichten, einfach nicht mehr zu genügen. Denn wir sehen nahezu mit eigenen Augen die gewaltigen Kinderscharen, die, vom Hunger erschlafft und fast dem Tode nahe, mit abgemagerten Händen um Brot bitten und ‚niemand da ist, der es ihnen bricht' (Thim. 4,4); die, der Wohnweder Mütter noch Väter mehr habung und Kleider bar, in der winterlichen Kälte zitternd dahinsterben, en, welche sie bergen und wärmen, die schließlich, in ihrer Schwäche von der Schwindsucht und Seuchen ergriffen, der nötigen Heilmittel und geeigneter Pflege entbehren. Auch sehen wir mit tiefem Schmerz Zahllose durch die lärmenden Straßen der Städte irren, von Müßiggang und Laster angelockt, oder in den kleineren Städten, Dörfern und auf dem Lande unstet umherziehen, und leider bietet ihnen niemand Schutz gegen Entbehrung, Verführung, Verbrechen. Warum sollen Wir, die Wir diese unsere Kinderchen ‚im Herzen Jesu Christi' (Phil., i, 8) so innig lieben, warum sollen Wir Euch, Ehrwürdige Brüder, und mit Euch alle, die noch von Gesinnung der Menschlichkeit, des Erbarmens und Mitgefühls sich leiten lassen, nicht immer wieder beschwören, alles, was die christliche Liebe vermag—und sie vermag viel, —willigen und großmütigen Herzens daranzusetzen, auf daß ihr trauriges Los überall gemildert und behoben werde?"

Die Sprache der Liebe, wie sie der Papst hier ausgedrückt, ist der Welt fremd geworden. Ein ganz offenes Wort wäre hier einmal an Ort und Stelle. Als während der ersten Jahre des letzten Krieges Hitlers Armee siegreich durch Europa marschierte, trafen wir so manchen, der sich darüber freute. Die Not der Kinder und der Greise in den besiegten Ländern machte wenig Kummer. Heute liegt Deutschland in Not, und viele, die gestern triumphierten, weinen jetzt buchstäblich. Sie haben nämlich Verwandte drüben, Eltern, Geschwister und sogar Kinder. Von denen wird ihnen erzählt, daß Kriegsnot weh tut und daß Hunger und Not, wenn sie aussichtslos sind, zur Verzweiflung treiben.

Wir möchten hier, indem wir diese harten Worte schreiben, ganz richtig verstanden werden. Wir reden hier nicht in der Sprache der Politik, sondern in der Sprache der Liebe. Und die ist uns fremd geworden. Darum können heute viele nicht einsehen, daß es unrecht ist und bleibt, wenn man der Not des Feindes vergißt.

Heute ist Deutschland in Not. Es wurde uns von nichtdeutschen— leider Katholiken—geschrieben, daß der Marienbote falsch handle, wenn er heute Erbarmen für die Notleidenden Deutschlands fordere. Man solle die schreckliche Lage des hungernden deutschen Volkes nicht so beschreiben, daß es Mitleid erwecke oder gar den Eindruck mache, daß den Deutschen dadurch ein Unrecht geschähe.

Auch hier zeigt sich, wie weit wir vergessen haben, was christliche Liebe heißt.Wenn wir, und viele ehrliche Deutsche mit uns, Hitlers Politik verworfen haben, weil sie unchristliche Gnadenlosigkeit nicht nur über die besiegten Völker, aber auch über Millionen von Deutschen brachte, dann müssen wir auch jetzt verurteilen, was nach hitlerischen Grundsätzen— in vielen Fällen noch weit ärger—von anderen an Deutschland getan wird.

Wieder möchten wir hier hervorheben, daß wir nicht die Sprache der Politik reden, sondern die der christlichen Liebe, die uns von Christus aufgetragen wurde und vor der wir einstens unser Tun und Handeln—und auch unser Schreiben—werden verantworten müssen.

Vom Standpunkt dieser Liebe aus unterstreichen wir noch einmal unsere Grundsätze bezüglich dieser Frage: Wir bekennen, daß unzählige am Kriege unschuldiger Menschen jener Völker, die mit Deutschland im Kriege lagen, unserer Christenliebe würdig waren und heute immer noch

Vom Reden und Schweigen

J. E. Mossong

In den Klöstern wird mit Recht ganz großes Gewicht auf die treue Beobachtung des Stillschweigens an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten gelegt. Wer am besten schweigen kann, wird im inneren Leben gewöhnlich die größten Fortschritte machen, wenn sein Schweigen ein wahrhaft tugendhaftes Schweigen ist. Es gibt nämlich auch Menschen, die gut schweigen können, die sehr wenig oder garnicht reden, ohne aber tugendhaft zu sein, weil sie sich von Anlagen oder Motiven leiten lassen, die ihnen noch lange nicht immer als Verdienst angerechnet werden können. Wer sich nicht nur von allen sündhaften, leichtsinnigen und lieblosen, sondern auch sogar von allen unnützen und vollständig zwecklosen Gesprächen zurückzieht, soweit seine beruflichen Verpflichtungen und die Forderungen der Nächstenliebe ihm das erlauben, der wird bald in heiligem Schweigen auf Gott lauschen und nach und nach die Stimme des Herrn in seinem Innern vernehmen. Stille, Stille! Laßt uns lauschen, was Gott in uns spricht! Zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig Jahre bist du alt, und du hast noch nicht gelernt, auf Gott zu lauschen, der in deiner Seele wohnt und der zu dir sprechen will. Also bist du zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig Jahre lang unhöflich mit deinem Gott gewesen. Nie hast du versucht, das innere Schweigen, das Schweigen des Geistes und der Phantasie zu lernen! Nie hast du versucht, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten? „Da ward es still im Himmel, eine halbe Stunde lang", heißt es in der geheimen Offenbarung (8, 1). Ist diese halbe Stunde Schweigen dir unbekannt? Wie kannst du denn Anspruch auf den Namen einer gläubigen Seele erheben, wie kannst du dich überhaupt nur für einen feinen und höflichen Menschen halten, der weiß, was sich paßt, sooft er mit edlen, vornehmen Personen zusammen ist, wenn dieser einfache, höfliche, geistige, stille, intime Verkehr, diese innere und beglückende Zwiesprache mit den drei göttlichen Gästen deiner Seele, mit dem Himmelsfürsten an deiner Seite dir unbekannt ist? Wie wehe tut das dir, wenn bei einer Begegnung in der Gesellschaft, im Zuge, auf der Straße ein Bekannter, ein Höhergestellter dich vollständig ignoriert, für alle einen freundlichen Gruß, einen warmen Händedruck, ein liebes Wort hat, dir aber durch seine Haltung und sein Schweigen offen und klar bedeutet, daß du in seinen Augen gar nichts bist. Wenn dieser Mensch gar keine vernünftigen Gründe hat, dich so zu behandeln, wenn du ihm wirklich nichts angetan und ihn in keiner Weise beleidigt hast, dann möchtest du laut aufschreien vor Schmerz. Nun aber bist du täglich, stündlich, beständig, bei Tag und bei Nacht in der Gesellschaft Gottes und deines Schutzengels. Stundenlang redest du nützliche und unnütze, gute und böse Sachen mit allerhand Menschen, die dir vielleicht nie im Leben einen Dienst geleistet haben. Ganz fremde Menschen lässest du in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen über alles Mögliche zu dir reden. Aber bei all deiner feinen Bildung bringst du es nicht fertig, in heiligem Schweigen der Zunge und der Gedanken auch nur eine halbe Stunde im Tage mit Gott zu verkehren!

Der Beobachter

Schluß von Seite 22

sind, und wir sind überzeugt, daß heute im Namen derselben Christenliebe um Hilfe für Deutschland gebeten werden muß.

Die Liebe ist unparteiisch. Wenn wir von der Gerechtigkeit reden wollten, dann müßten wir wohl sagen, daß die berühmten deutschen Konzentrationslager wohl schon längst ausgeglichen wurden und daß wir heute ein Recht haben, die Not des deutschen Volkes zu beweinen.

Wir reden in der Sprache der Liebe, nicht in der Sprache der Politik.

Kohl

Speck sprach auf das schöne Mädchen ein. Die Worte flossen wie Honig aus seinem Mund.

Endlich sagte sie:

„Wenn ich Sie höre, muß ich an meinen Garten daheim denken!"

Er strahlte:

„An Rosen? An Iris? An Veilchen?"

Sie lachte:

„Unsinn! An Kohl!"

Der zerstreute Professor

„Hugo Müller — vortreten!" — Allgemeiner Zuruf: „Hugo Müller fehlt!" — „Ruhe! Hugo Müller soll selbst antworten!"

Die Ausnahme

„Also der englische Sprachunterricht, den ich jetzt nehme, Max, pickfein, sage ich dir. Die ganzen Stunden über wird nur englisch gesprochen."

„Immerzu?"

„Immerzu, bloß schimpfen tut der Lehrer deutsch, damit wir's verstehen."

Abfuhr

Er: „Gnädiges Fräulein, Sie sind die erste interessante Person, die ich heute hier getroffen habe . . . ."

Sie: „Wirklich? Da haben Sie ja mehr Glück als ich!"

Der Bauer und sein Gott

Bauer Nolle war kein großer Kirchgänger. Nicht einmal jeden Sonntag sah man ihn in der Messe. Denn es machte ihm mehr Freude, auf den Feldern herumzustreifen und die Frucht zu prüfen. Fand er sie befriedigend, konnte man am folgenden Sonntag nicht nur Bauer Nolle in der Kirche finden, sondern auch ein blankes Fünfmarkstück auf dem Sammelteller.

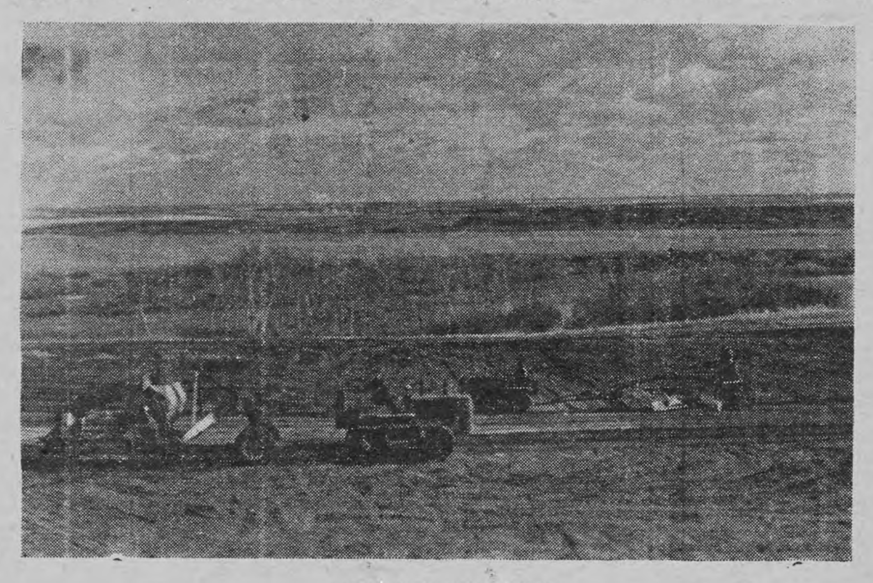
Als seine Frau im ersten Wochenbett starb, war aus seinem Auge keine Träne geflossen. Trotzdem hatte er sie auf seine Art geliebt, aber seine Liebe hatte Erfüllung gefunden. Denn sie hatte seinem Hofe den Erben hinterlassen. Und deshalb sah Bauer Nolle keine Veranlassung, mit seinem Schicksal zu hadern.

Der kleine Hermann wurde Bauer Nolles zweite Leidenschaft. Stundenlang konnte sich seine Riesengestalt über die Wiege beugen, um festzustellen, daß das willensstarke Kinn und die hervorspringende Nase unverkennbar den würdigen Nachfolger des alten Bauerngeschlechtes der Nollen verrieten.

Kaum war der Bube der Flasche entwöhnt, so hielt ihm Bauer Nolle ein Bündel frischen Heus unter die Nase, damit er riechen könne, wie würzig und nahrhaft es in die Scheune gekommen sei. Als er die ersten Schritte versuchte, nahm ihn der Bauer bei der Hand und führte ihn auf den Acker. Dort stand der Alte zwischen den Schollen und ließ die Erde durch die kleinen Finger seines Buben rieseln. Dabei sprach er Worte, so inhaltsschwer und geheimnisreich, als kämen sie aus der tiefen Gruft seiner Urväter.

Und nicht lange dauerte es, da saß der kleine Hermann selbständig auf dem Rücken eines Pferdes, und die Befehle seiner hellen Knabenstimme wurden von den schweren Ackergäulen ehrfurchtsvoll respektiert. Und selbstherrlich schaute er neben seinem Vater nach dem Himmel, ob er geneigt sei, den Feldern den verdienten Regen zu spenden oder den ihnen gebührenden Sonnenschein zu gewähren.

So selbstverständlich, wie auf die Saat die Ernte folgt, ließen die Jahre den Knaben zu einem stattlichen Burschen heranreifen, der in die Geheimnisse des bäuerlichen Schaffens hineinwuchs, als sei er schon in seinen vorgeburtlichen Zeiten mit ihnen verwurzelt gewesen.



Arbeit in der Prärie

Der alte Bauer gewahrte es und war mit seinem Herrgott zufrieden. Öfter als sonst traf man ihn in der Kirche, und manches harte Fünfmarkstück sprang klirrend auf den Sammelteller. Schon begann er, für seinen Sohn Umschau zu halten nach einer Gefährtin, die würdig wäre, dem Hofe auch weiterhin den Erben zu sichern, als ihn wie der Blitz aus heiterem Himmel ein schwerer Schicksalsschlag traf. Ganz plötzlich war der hoffnungsvolle Erbe des Hofes von einer Lungenentzündung überfallen worden, die ihn umlegte wie der Sturmwind eine junge Eiche.

Der alte Bauer war wie gelähmt, und er hörte es in allen Fugen seines Daseins krachen. Das Grauen stieg ihm in die Glieder, und er schaute sich nach seinem Gott um. Nicht aber, um sich zu beugen, sondern um das entsetzliche Versehen des göttlichen Willens zu erkunden. In seine Augen stieg eine anklagende Verwunderung. So hatte sein Jagdhund geschaut, als ihn sein Herr durch den leichtfertigen Druck seines Fingers totwund geschossen hatte.

Und seit jenem Tage sah das Dorf den Bauer nicht mehr in der Kirche. Wie ein Gespenst wandelte seine hagere Gestalt auf den Feldern umher, und es konnte ihn ein maßloser Zorn packen, wenn aus den dampfenden Schollen eine Lerche zum Himmel stieg, als sei alles in bester Ordnung.

Die Menschen mieden ihn in ehrfurchtsvoller Scheu. Doch als er eines Sonntags bei dem Grabe seines Sohnes weilte, sah er den Pfarrer

des Dorfes auf sich zuschreiten. Früher hatte er ihn gelten lassen; denn er war ihm als Sohn eines tüchtigen Bauern bekannt. Jetzt aber erwartete er ihn als seinen größten Feind, der ihn mit seinen Worten überlistet und betrogen habe.

Der Pfarrer zog den Hut und bot die Tageszeit. Der Bauer starrte auf das Grab und schwieg. Der Pfarrer sprach von Saat und Frucht. Der Bauer schwieg. Nur tiefer noch beugte sich sein Rücken über das Grab: Was ging's ihn an — dort lag sein Sohn! Der Pfarrer sprach vom Willen des Allerhöchsten, dem man sich fügen müsse. Der Bauer zog die geballte Faust aus der Tasche seines Rokkes und schaute den Priester haßerfüllt an: Sollte er es wagen, ihm von Gott zu reden? Der Pfarrer hielt dem Blick des Bauern stand und sprach davon, daß Gott seiner nicht spotten und die Übertretung seiner Gebote auf die Dauer nicht ungestraft lasse. Bauer Nolle schaute ihn im größten Unverständnis an: Gab es denn noch andere Gebote? Er wisse nur, was er seinem Acker schulde, damit die ihm anvertraute Saat zu Frucht und Ernte reife. Er wisse auch, daß es seine Pflicht sei, die Kette seiner Ahnen nicht abreißen zu lassen, damit der Hof nicht verödet stehe, wenn seine Hände morsch geworden. Gott aber schien das alles nicht zu kümmern. Denn er habe seinem Geschlechte das Blut verdorren lassen wie ein unnützes Geriesel und nähme ihm den Boden aus der Hand, als sei er das kurzweilige Spielzeug eines launischen Kindes.

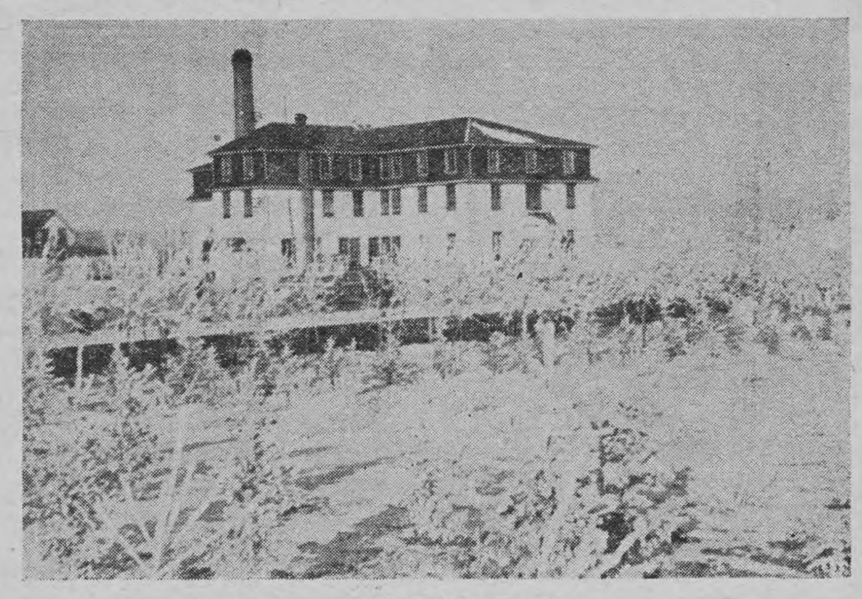
Der Pfarrer hatte mit Erschütterung die Anklage gehört.

„Du irrst dich, Bauer", begann er mit Bedacht. „Gott kennt schon die Gesetze von Blut und Boden; denn er hat sie selbst erschaffen. Und deshalb ist es recht, daß sie uns heilig sind. Aber sie bedeuten nicht das Letzte und Höchste." Und die milden Züge des Priesters wurden hart wie die steinernen Tafeln vom Berge Sinai.

„Der Wille Gottes", sagte er, „steht über den Gesetzen von Blut und Boden." Der Bauer blickte ihn ungläubig an. Doch der Pfarrer fuhr fort: „Und wenn du es nicht glauben willst," — und seine Gebärde deutete auf das frische Grab des toten Erben — „dort liegt der durch nichts zu erschütternde Beweis!"

Dann suchte er nach seinem Katechismus, den er von der Christenlehre her in seiner Tasche wußte, schlug die ersten Seiten um und fuhr mit dem Finger langsam an den Buchstaben entlang. Dort stand zu lesen:

Ich bin der Herr, dein Gott.
Du sollst keine fremden Götter neben mir haben!



Erster Wintergruß

Neuigkeiten

Ein Fremder, der alle Jahre einmal in die kleine Stadt N. zu kommen pflegte, fragte einst den alten, ihm bekannten Dienstmann: „Nun Huber, was ist denn hier nun so in der letzten Zeit passiert?"

„Ja, mei," antwortete der, „'m Schuster se' Tochter hat an Buben kriagt, und der alt' Wimmer Hans, der Laternanzünder, is gestorb'n. Wissen S', Herr, unser Stadt is ja so klei, da g'schiet bloß das Allernotwendigste."

Die Rote Gefahr

Direktor M. weilt mit seiner Gemahlin zur Sommerfrische in Bayern. Er und sie wandeln über eine mit Rindvieh reich versehene Alm, als plötzlich Herr M. die Gattin am Arm packt und erschrocken ausruft: „Mary, leck dir die Lippen ab — ein Stier kommt!"

Das neue Gesetz

Der berühmte Schauspieler Talma saß eines Tages an einem See in der Bretagne und angelte.

Plötzlich trat ein Mann des Gesetzes aus dem Gebüsch hervor und schnauzte:

„Mit welchem Recht angeln Sie hier?"

Der große Mime sah den Störenfried von oben bis unten an und sagte pathetisch:

„Mit dem Recht des erhabenen genialen Geistes über die niedrige feige Kreatur."

Der Feldhüter sank zusammen und erwiderte höflich:

„Entschuldigen Sie vielmals, aber man kann schließlich nicht alle neuen Gesetze kennen."

Schöne Aussicht

„Warum ist an dieser gefährlichen Ecke keine Warnungstafel?"

„Früher war eine da, weil aber nichts passiert is, hamm wer se wieder weggenommen!"

ES FIEL EIN REIF

Roman von Henriette Brey

Und schöne Geschichten hätte dieser Freund der Sünder erzählt: vom verlorenen Sohn oder verlorenen Schäflein oder so was ähnliches — damit sie Mut kriegten. Und gesagt hätte er, es sei niemals zu spät. Siebenzig mal siebenmal würde er alles vergeben.

Hm, ob das wohl alles Wahrheit war?

Doch was kümmerten ihn diese Hirngespinste! Für ihn, Lorenz Graf, war es ja doch zu spät. Jetzt brauchte er kein Erbarmen mehr. Das konnte nichts mehr retten.

Er war und bleibt ausgestoßen, ein Schandfleck der menschlichen Gesellschaft.

Sogar die Kinder sahen ihm seine Verkommenheit schon an. Ein paarmal hatten rohe Knaben mit Steinen nach dem zerlumpten Strolch geworfen — — öfter aber noch liefen die Kinder erschrocken vor ihm fort. Und das war ihm immer wie ein Messerschnitt gewesen — ein Zeichen, daß ahnungslose Unschuld das Brandmal auf seiner Stirne sah und unwillkürlich die Berührung mit dem Gemeinen und Schlechten floh . . . Uebrigens, Kindern hatte Lorenz Graf nie was zu Leide getan! Nein, keine Unschuld gekränkt, keine Seele vergiftet. Der da hinter dem Türlein des Goldhäuschens wohnen sollte, der hätte auch immer die Kinder so gern gehabt — so hatte Pastor Hoffstetter gesagt.

Ausruhen konnte er sich wenigstens in der Kirche; warum nicht? Besser als hinter einer Hecke.

Er machte einen Schritt dahin. Da kam von innen ein kleines Mädchen heraus. Sie bekreuzte sich auf der obersten Schwelle, zog ein Butterbrot aus der Tasche und sprang fröhlich die Steinstufen herunter.

Da fiel ihr Blick auf den grauen Bettler. Erschreckt blieb sie stehen.

Was wollte der unheimliche Mensch. Wollte er ihr was tun?

Sie mußte an ihm vorbei. Aengstlich drückte sie sich an die Mauer. Aber dann wurde ihr mitleidiges Herz wach.

Vielleicht war er nur ein armer hungriger Mann? Wie krank sah er aus!

Er blickte auf das Butterbrot in ihrer Hand und murmelte etwas. Furchtsam trat die Kleine näher und bot es ihm. „Da, armer Mann!" Ein wenig scheu trat sie sofort zurück.

Er nahm das Butterbrot in die linke Hand und ging mit der ausgestreckten Rechten auf das Mädchen zu.

„Gib mir auch die Hand, Kind," stammelte er.

Aber die Kleine, welche diese Bewegung wohl mißverstand, wich erschrocken zurück und lief laut schreiend fort.

In dem Gesicht des armen Menschen zuckte es bitter. Ja . . . das hätte er doch wissen können! Ihm würde doch nie ein reiner, unschuldiger Mensch die Hand reichen!

Er wollte heiser lachen, aber das Lachen zersplitterte.

Das Brot fiel achtlos auf die Erde. Er schleuderte es mit dem Fuße fort.

In die Kirche mochte er jetzt nicht mehr gehen.

Nur weiter! Da war doch wohl irgend ein Laden, wo es was zu stehlen gab! Er hatte Hunger. Und — er wollte doch möglichst schnell ins Zuchthaus zurück.

Schwerfällig ging er weiter. Um die Ecke des Pfarrgartens tastete er sich und schlich die niedrige Mauer entlang, die den weitläufigen Garten an drei Seiten umschloß und von einem hohen Gitter bestanden war. Innen dehnten sich vor dem Pfarrhause Rasenflächen mit Krokus- und Tulpenbeeten. Zierholzgruppen blühten gelb und weiß, Rotdorn und Seidelbast prangten in leuchtendem Scharlach.

Lorenz Graf blickte durch die sprossenden Fliederbüsche in den Garten hinein, der wie eine Insel heimatseligen Friedens da lag.

Er sah den Pfarrer brevierbetend durch die kiesbestreuten Rasenwege gehen. Zuweilen stand er still, strich kosend mit der Hand über die Forsithiazweige oder sah sinnend den weißen Wölkchen nach, die wie Segelschifflein über den blauen See dort oben zogen.

Jetzt konnte Lorenz seine Züge erkennen. Ein gutes Gesicht hatte der! Milde Augen, mit einem Ausdruck von Herzensgüte. Er erinnerte ihn plötzlich an den alten Gefängnispfarrer.

Der Dahinwandelnde bückte sich jetzt und Lorenz bemerkte, daß er eine Schnecke, die quer über den Weg kroch, vorsichtig beiseite schob, damit sein Fuß sie nicht zertrete.

Verständnislos sah das der alte Mann durch das Gitter. Aber . . . das war doch bloß ein Tier? Ein ekles Ungeziefer?

Er versank in Brüten. Dieser Priester mußte ein guter Mann sein. Der würde sich gewiß nicht mit Abscheu von ihm wenden. Vielleicht würde er auch . . . .

würde er . . . . einem armen Menschen . . . .

Starr sah er auf den Betenden, mit hungrigen Augen. Eine nie gekannte Weichheit beschlich ihn. Oder war es bloß Schwäche?

Nun machte der Pfarrer eine Wendung und kam nahe an der Stelle vorüber, wo draußen der zerlumpte Bettler sich an das Gitter klammerte. Beim zufälligen Aufblicken sah er sich dem alten Mann gegenüber.

Bestürzt hafteten die Augen des Pfarrers an der Elendsgestalt. Mitleid quoll in ihm auf. Mein Gott, wie verwahrlost und hohl sah der arme Mensch aus! Als müsse er jeden Augenblick zusammenbrechen. Der war ja todkrank! Dieser jammervoll hungrige Blick! Und — welch eine Geschichte von Schuld und Leid stand in diesem Gesicht! Entbehrungen und Verzweiflung schrieen ja daraus!

Der Fremde reckte den Arm durch die Eisenstäbe und streckte stumm die zittrige Hand aus.

„Ja, gern, armer Schelm," nickte der Pfarrer und griff in die Tache. Natürlich, damit war's nicht getan, sagte er sich sofort. Der Aermste mußte auch warmes Essen und andere Kleider haben!

Aber der Mann draußen schüttelte abweisend den Kopf und nahm das Geld nicht. Stumm hielt er die Hand noch ausgestreckt.

„Was wollt Ihr denn, lieber Freund?" fragte der Pfarrer ratlos den seltsamen Vagabunden.

„Wollen Sie mir nicht . . . Ihre Hand . . . geben?"

„Gewiß, gern!" Erstaunt und gerührt umschloß der Priester die dürre Hand des Landstreichers mit festem Druck.

„Aber Ihr seid krank, guter Mann. Vielleicht kann ich Euch helfen? Geht mal schnell in mein Haus, damit Ihr zuerst mal was Warmes zu essen kriegt. Nein, hier ist kein Eingang . . . . Geht da um die rechte Ecke des Gartens herum, drüben ist das Tor. Ich mache es sofort auf."

Eilig ging er den weitläufigen Weg längs der Mauer und öffnete das Gittertor. Aber der alte Mann war noch nicht da. Er konnte wohl so rasch nicht gehen.

Ein Weilchen wartete der Pfarrer, dann trat er auf die Landstraße und sah ihm entgegen. Doch kein Mensch war zu sehen. Sollte er verkehrt verstanden haben und um die entgegengesetzte Ecke gegangen sein? Rasch ging der Pfarrer zurück und überblickte den Weg links vom Garten; aber auch da war niemand.

Merkwürdig. Da mußte er gegenüber in das Buschwerk eingedrungen sein, daß sich an dieser Stelle bis nahe an die Landstraße vorschob. Dann war es aber auch nutzlos, ihn zu suchen. Denn mehrere Pfade führten daraus, zwischen Gärten, Wallhecken und Wiesen in verschiedene Richtungen.

Offenbar wollte der Aermste nicht gefunden werden . . . . Scheu? Vielleicht böses Gewissen? Oder bloß Furcht?

„Armer Kerl, ich hätte dich nicht gequält; ich hab dir bloß gut sein wollen," seufzte der Pfarrer. „So recht wie ein verlorener und gepeinigter Mensch sah er aus."

Gedrückt ging er zur nahen Kirche. Da war Einer, dem er den Mitbruder im zerrissenen Landstreichergewand ans Herz legen wollte.

— — — — — — — — — —

Lorenz Graf war unterdessen kreuz und quer durch die Pfade des Busches geirrt und kam an der andern Seite wieder heraus. Eine Weile ging er um das Dorf herum, durch Feld- und Wiesensteige, und fand sich schließlich auf der Landstraße zum nächsten Städtchen.

Wirr jagten sich die Gedanken in seinem Kopf, während er mühsam atmend weiterging.

Ein guter Mensch hatte ihm die Hand gegeben! Hatte die seine warm gedrückt — als klebten keine Verbrechen daran — — als sei es nicht die Hand eines verkommenen Vagabunden und Zuchthäuslers!

Ein guter, reiner Mensch hatte das getan! Hatte ihm Erbarmen erzeigen wollen . . . ihm Speise und Trank geboten, ohne zu fragen, wem er es tat . . .

Ach, so gern hätte Lorenz das angenommen. Einmal sich satt essen können! Trockene und ganze Kleidung zu haben! Wie eine Welle von Wärme hatte es ihn überrieselt, als der Pfarrer ihn „armer Mann" und „lieber Freund" nannte.

Doch nein — er durfte nicht in sein Haus gehen. Durfte nicht. Er mußte doch ins Zuchthaus! . . . Er mußte sich beeilen, daß er die Stadt erreichte und die Polizei ihn als Dieb festnahm. Damit er doch schnell ins Spital kam. Er hatte keine Zeit mehr zu verlieren, das fühlte er plötzlich. Wie gehetzt und getrieben war er.

Und dann — wenn er dort still und zufrieden in einem guten Bett lag und die wandermüden Füße endlich ausruhen lassen durfte . . . wenn dann der Geistliche ihn mal besuchte — — ja, dann wollte er doch wohl einmal von Gott reden hören; von Jesus, der sich der Sünder annahm.

Aber hier im Dorf hätte er jetzt nicht betteln können! Er hätte immer an den guten Pfarrer denken müssen und sich vor ihm geschämt. Lieber im nächsten Städtchen; da würde es ihm schon glücken. —

Wie lang und mühselig der Weg war! Nahm er denn gar kein Ende? Sein Gang wurde schwankend. Er mußte oft aussetzen.

In der Ferne tauchten endlich die Türme der Stadt auf. Wenn er jetzt bloß noch eine halbe Stunde aushielt!

Aber seine Kräfte fingen an zu versagen. Zweimal war er gegen einen Baumstamm getaumelt, dann über einen Steinhaufen gestolpert.

Er kramte mit zittrigen Fingern die Branntweinflasche aus seinem Rock. Vielleicht war doch noch ein Schluck des belebenden Feuerwassers darin. Nein — bloß noch ein paar Tropfen, die er gierig aufsaugte.

Am Wege lag ein kleines Häuschen. Eine helle Kinderstimme tönte daraus:

„Müde bin ich, geh zur Ruh,
Schließe meine Augen zu.
Vater, laß die Augen dein
Ueber meinem Bette sein."

Seltsam bewegt blieb er stehen. „Müde bin ich, geh zur Ruh."

Eine unbestimmte Erinnerung fing in seinem Innern sich zu regen an. So als rühre eine vertraute Hand an seine Seele.

Wo hatte er diese Worte doch schon gehört? .... Er sann und sann. In der Schule? Nein .... Jetzt wußte er es plötzlich: seine Mutter, seine arme Mutter hatte sie ihn einmal gelehrt!

Lang war es her. Ach, so lange.

Ja, seine Mutter! Sie hatte den Knaben auf den Schoß genommen, ihm die guten Worte vorgesprochen, seine Händchen in den ihren gefaltet. Jeden Abend mußte er das Gebetchen sprechen.

Aber es ging doch noch weiter? Es kam so etwas von ... von ... Er wußte es nicht mehr.

Wie war das doch? „Wenn ich Sünden begangen habe ..." sann er zerquält. Nein, so hieß es nicht. Er lauschte, ob das Kind nicht weiter betete. Aber das wiederholte immer nur die erste Strophe. Offenbar lernte es das Gebet für die Schule auswendig.

Schon wollte der Alte das Gartenpförtchen öffnen, da fuhr mit wütendem Gekläff ein bissiger Hund heraus.

Aufseufzend schlich er seines Weges.

Aber die Worte ließen ihn nicht los. In seiner Seele begannen hauchleise und zart Saiten zu klingen, die lange verstummt waren. Fingen Stimmen zu reden an, die lange geschwiegen hatten. Ganz weit, wie aus Nebelfernen her, kamen die Stimmen. Es sang darin etwas von Mutterliebe .... Auch ein hellerer Ton von der fröhlichen Güte des Flickschusters mit dem großen Herzen war dazwischen —. Es bebte darin etwas von schmerzlicher Liebe ... von einer, die einst — — wie hieß sie doch noch? ...

Da flatterten die Stimmen und die Erinnerungen wieder auseinander, wie ein Schwarm Vögel, unter die ein Stein geworfen wird.

Es war ja auch einerlei. Und das Denken machte bloß wirr und müde.

„Müde bin ich, geh zur Ruh." Ja, er war müde. Müde von des Lebens Not und Jammer. Geduld, bald gab es auch für ihn Ruhe!

Es dämmerte schon stark. Schneidend kalt war es geworden. Die Frühlingsnächte brachten immer noch Rauhfrost.

Die Stadt war jetzt ganz nahe. Aber — was war das für ein eigentümliches Brausen und Hämmern in seinem Kopf? Und diese schwere Starre, die ihm die Glieder lähmte? Sein Herz raste in harten Stößen — um dann plötzlich auszusetzen, so daß er mit weit offenem Munde nach Luft rang.

Zitternd klammerte er sich an einem Baum fest, bis der Anfall vorüber war.

So, nun ging's wieder leichter. Er atmete auf. Unheimlich war das gewesen!

Einige hundert Schritte schleppte er sich weiter — da begann das Unheimliche von neuem. Noch stärker als vorhin.

Er torkelte über den Weg. Der Kopf taumelte hin und her.

Dan plötzlich ein lähmender Schreck: War das der Tod? ... Jetzt schon? Barmherziger Gott!

Todesangst schüttelte ihn. Er versuchte, um Hilfe zu rufen — — ein gurgelnder Ton kam aus seiner Brust ... mit einem Strom von Blut und Schaum — — —

Alles drehte sich um ihn und sank in schwarzen Nebeln. Der Boden wich unter seinen Füßen — schwer stürzte er hin ...

Am Wegrand lag er, ein zerbrochenes Häuflein elendes Menschentum.

Lange lag er ganz still da, reglos. Das Aechzen hatte aufgehört. Dann gingen die Augen langsam auf. Wirr irrte der Blick umher.

Wo war er? Mühsam versuchte der Schwerkranke sich aufzurichten. Er konnte doch nicht auf der Landstraße liegen bleiben ... sich überfahren lassen!

Suchend wurde sein verstörter Blick — — Ah, da war ja ein Plätzchen. Seitwärts führte ein mit Kopfweiden eingefaßter Grasweg ein paar Schritte ins Gelände hinein.

Lorenz Graf raffte sich stöhnend empor und schleppte sich dahin. Auf Schutt und Scherben trat sein Fuß. Er stolperte, griff taumelnd seitwärts in dürres Strauchwerk — und fiel halb besinnungslos am Wegrand nieder.

Röchelnd lag er. Der graue Kopf sank zurück und fiel in die vorjährigen Nesseln und Stechapfelzweige. Kalte Tropfen traten auf die Stirn und rieselten die eingesunkenen Schläfen entlang.

Nach einer Weile legte sich das stürmische Arbeiten seines Herzens. Einen matten Blick warf er umher. Und da sah er: er lag am Rande einer Abfallstätte — augenscheinlich war es der Ort der städtischen Müllabfuhr!

Wahrlich, einen schönen Ort hatte er sich zum Sterben ausgesucht!

Zerbrochene Flaschen lagen zwischen Kehrichthaufen und Straßenschmutz; altes Eisen, verschimmelte Schuhe, tote Ratten, weißgebleichte Knochen und eine Pferdekinnlade. Dazwischen wucherten Giftkräuter: der düstere Nachtschatten sproß schon üppig, Schierling krauste zierlich sein feines junges Blattwerk. Das tückische Schöllkraut breitete schon seine großlappige Belaubung aus.

Da lag er gerade recht: ein Landstreicher und Lump zwischen Lumpen und Schutt auf einer Abfallstätte ...

Wenn doch jetzt einer käme! Mußte er denn wirklich wie ein Hund am Wege verenden?

Wieder preßte die furchtbare Erstickungsnot ihm die dürre Brust wie mit Klammern zusammen. Glutgesäumter Nebel schwamm vor den schon gläsern starrenden

Augen. Und zugleich kroch eine Eiseskälte ihm die Glieder herauf . . . lähmte sein Herz.

Er wollte sich aufraffen, aber schwer sank er zurück. Seine Gedanken begannen sich zu wirren.

Da — da kam's auf ihn zu . . . eine furchtbare Gestalt . . . der Tod? — Nein, bloß eine der gespenstisch aussehenden Kopfweiden mit ihren wirr abstechenden Zweigen hatte ihn geängstigt.

Bangigkeit sank auf ihn, zerpreßte ihm die Kehle. Mühsam suchte er die Hände zu falten. Könnte er doch beten! Aber es fiel ihm nichts ein. Alles leer. Zu müde und elend war er.

Müde! Da war das Gebet seiner Kindheit wieder:

„Müde bin ich, geh zur Ruh,
Schließe meine Augen zu . .
Vater, laß die Augen dein
Ueber meinem Bette sein."

Ach, welch ein hartes, verlassenes Sterbebett er hatte! So verlassen, wie er im Leben immer gewesen war! . . .

Aber — hatte er Besseres verdient?

Die Stimmen von vorhin begannen wieder ihr Raunen. Gewiß, die Menschen hatten ihn verfolgt. Ja, das hatten sie! Aber er hatte sie auch gehaßt — gehaßt mit dem unauslöschlichen Haß der Ohnmächtigen. Ihnen Böses getan, wo er nur konnte. Viel, viel Unrecht hatte er getan — — —. Da wußte er plötzlich, wie das alte liebe Gebet weiterging:

„Hab ich Unrecht heut getan,
Sieh es, lieber Gott, nicht an.
Deine Gnad' und Jesu Blut
Machen allen Schaden gut."

Eine schwere Träne rollte langsam über die von Todesschweiß bedeckten Wangen.

Ob Gott ihn hörte in seiner Not? Ob er ihm wohl noch verzieh? Und der gute Jesus, von dem die Mutter ihm erzählt hatte . . . Die Mutter und . . . und —

„Mutter," murmelte der Sterbende und tastete wirr mit der Hand umher. Und fühlte es nicht, daß er Dornen und Nesseln umgriff. Und horchte fiebernd auf unwirkliche Stimmen, die ihn umflüsterten — von denen Hoffen und Trost ausging.

„Er hat der Magdalena vergeben — und dem Raubmörder am Kreuz . . . Er hat die Sünden aller Menschen gesühnt mit seinem Blut . . . Auch deine, deine Sünden! . . . Sein Erbarmen geht über alle deine Werke . . ." So flüsterte es ihm zu.

Oh, das war die Mutter — ja, das war sie! Sie neigte sich über ihn.

„Mutter, Mutter — — —. Und du auch, Tonivetter? . . ,"

Ach ja, der Tonivetter wußte ja immer so schöne Sprüche . . . „Und wären deine Sünden rot wie Scharlach, sie sollen weiß werden wie Schnee —"

Eine Hand aber glitt jetzt zart wie ein Hauch über die fahlen Züge und wischte den Schweiß ab — o das konnte nur eine . . . nur e i n e sein — — Nun wußte Lorenz wieder den Namen, den er lange vergessen hatte! Eine, von der er nicht einmal gewußt hatte, daß sie längst heimgegangen war und für ihn an den Stufen der ewigen Barmherzigkeit fürbittende Hände ausstreckte.

„Lena! Lena! Du . . ."

Sie aber flüsterte das Liebste und Weichste . . . . „Komm mit uns — —. Er erbarmt sich dein, weil du ein gar so armer, mißhandelter, zertretener Mensch gewesen bist!"

Da entspannte sich das angstverzerrte Gesicht. Die keuchende Brust sank ein. Aus der Tiefe seiner Not tat sich ein Pfädlein auf, das steilrecht zum Diamanttor des himmlischen Jerusalems führte — bei dem drei auf ihn warteten — — —

Die Nacht sank herab. Der Mond ging auf. Sein kaltes Licht fiel auf das bleiche Gesicht des sterbenden Vagabunden.

„Deine . . . Gnad' . . . und Jesu . . . Blut" bebte es noch einmal über die fahlblauen Lippen.

Das war das letzte, was Lorenz Graf in dieser Welt sprach. Weiter kam er nicht mehr. Aber der große Erbarmer wußte schon den Schluß der Bitte.

Ein Zucken . . . ein letzter Kampf . . . ein weher Seufzer — — dann streckte sich der Körper — lag still, ganz still.

Nur ein paar hungrige Raben flatterten krächzend darüber her.

Auch in dieser kalten Frühlingsnacht fiel ein Reif. Und er fiel auf die steifgefrorene Leiche des fremden Bettlers am Schutthaufen vor den Toren der Stadt.

— — — — — — — — — —

Als sie ihn fanden und in die Stadt trugen, läuteten alle Glocken von den Türmen — sogar die wuchtige „Vox humana", die nur an seltenen Tagen von Menschengeschicken kündete — denn es war in der Nacht einer der angesehensten Bürger der Stadt gestorben, um den viele trauerten.

Die Glocken aber, die hoch oben im Blauen hängen, so fern vom Irdischen und von Menschendingen, so nah dem Himmel — die fragten nichts nach Ansehen und Menschenmaß. Die wußten bloß, daß noch eine andere arme, arme Menschenseele in dieser Nacht die Wanderstraße ins Jenseitsland gegangen war. Einer, um den keiner trauerte. Vielleicht war darum heute in ihren Klängen ein so eigener Ton — wie Wehmut und Klage!

Himmelwärts steilten die Glockenrufe, wie Schreie aus der Tiefe, die ans Tor des Himmels pochten. Und linde auch sangen und trösteten sie wie Mutterworte . . .

Und so kam es, daß um den toten Lorenz Graf wenigstens eine Glockenstimme weinte — — —

E n d e.

MARIENBOTE

★ ★ ★ The Catholic Family Monthly ★ ★ ★

Between You and Me . . .

Vol. XV. October, 1946 No. 1.

* With this issue the Marienbote begins its fifteenth year of publication and service. It has grown considerably not only in size, etc. but above all in the estimation of its readers. However we need to add here that its circulation also needs to grow needs to double itself in fact if it is to continue to show material improvement. What the future has in store for the Marienbote will be determined to a very great extent by the support which its readers are giving it now. And so let's all of us try to obtain new friends and new subscribers for it. In that way all of us are working for the Marienbote and as it improves and grows we can justly claim a share in the good work.

* October is not only the Month of the Most Holy Rosary but is also Mission Month. During this month then we should be "Mission-Conscious." There are so many ways by which we can help poor missions not only in foreign lands but also right here at home. Those who wish to help will soon find the ways and means to do so.

* Most of us have seen the Motion Picture "The Bells of St. Mary's." In this isssue William H. Mooring tells something about the story of its beginnings.

* "Grandfather Was a Plumber" by Florence Christian is a story about re-habilitation. There will be so many who will recognize something personal in some of the situations described in it.

* Another story this month is entitled "It's a Dog's Life." No, we are not making any slams against anyone—there really is a dog in the story. But you will have to turn to page 40 to read what William Waller has to say about it.

* "Should Women Fill Men's Shoes?" probably provokes the thought "if their feet are big enough." However Curtis Lansing treats it from another angle and supplies us with something to think about in these days of post-war re-adjustment.

* Father Joseph E. Champagne, O.M.I., supplies us with the articles for our lay-missionary page with his article "The Gospel on our Continent." In a brief synopsis of the situation of the Church in the Americas, we will find another reason why we should support the Mission Month of the Church.

* The Doctor is back. You will find him on page 46—in his corner. In this issue he tells us about medical "cure-alls." But I am not going to anticipate his conclusions here—you will find them on page 46.

* P.S.—How about finding us a new friend for the next issue?

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. **Subscription: $2.00 a year.**

Seasonal Thoughts

The Missionary Apostolate of the Church

The terms MISSIONS and MISSIONARY APOSTOLATE call forth spontaneously a picture of a bearded missionary plodding over hills and dales in foreign barbarous lands, to win to Christ souls who know Him not. Another picture shows him in the classic pose of a preacher of the Gospel. Or again he is represented standing in the glare of a tropical sun, holding his crucifix and announcing the good tidings to an attentive group of Negroes or Chinese, squatting around him.

These decorative illustrations generally lack local color and more often than not, are far from reality. The naked truth is that the missionary exhorts not only the barbaric and uncultured but, more generally, peoples of eminent, ancient civilization, the Chinese for example. As for conditions of the apostolate, these vary according to the various countries; there is no set resemblance. Doubtless Africa and Asia are pre-eminently the two missionary fields, the former for its most favorable reaction to the Gospel, the latter as the most vast reservoir of humanity; however, on the other continents there are dark spots of godlessness.

The too brief portrayal of the missionary converting infidels and non-Catholics, his propagation of the Catholic faith and expansion of God's kingdom, fail to give a true, adequate idea of the missionary apostolate.

To grasp the true nature of this apostolate, estimate its importance and understand its laws of exigencies, it is absolutely necessary to restore it to its rightful place in the Divine plan of redemption and salvation of man.

It thrusts its very roots into the heart of Christianity. It is not simply a work, however great and holy among the Church's activities. Rather, it is a part of her very life, the essential expression of her universality. As long as there are peoples alienated from her bosom, the Church must spare nothing to present to them the Gospel and, with gentleness and persuasion, win them to its acceptance. If ever she relinquishes this activity of conquest of souls, she would be unfaithful to her mission, belie herself and cease to be the Church of Christ.

Christ, the sole redeemer, restored, alone, man to God's friendship. All creatures are subject to Him in the plenitude of His gifts and graces. His mission as Leader of humanity, refashioned and renewed by grace, is to reach every creature so as to incorporate him as one of His members for the renewal of all things in God.

Baptism in the Church makes of sinful man a child of God, giving him access to her vast spiritual treasures. On entering the Church, man renounces nothing of his entity, qualities, temperament and gifts. Thus not only individuals but all peoples are called to be a part of the Church.

This vital activity which takes the Church to earth's far-flung margins, gathers and guides new flocks for the Lord's sheepfold, supplying them with a NATIVE PRIESTHOOD, and this precisely is the missionary apostolate which aims to render the Church visible and stable all over the globe, leading within her portals all peoples of whatever race or color.

Clearly, then, the apostolate flows from the catholicity of the Church which alone received Christ's mandate to preach and act in His Name. Every missionary is the Church's envoy. Even missionary societies can not lay claim to the fields they cultivate; they are worthy workers, but the Savior's vine belongs to the Church and their harvest belongs to God.

"Fruitful and blessed is the mission which our Lord, on the point of returning to His Father, confided to His disciples, saying, 'Go through all the world and preach the Gospel to all creatures!' " (Benedict XV in his encyclical on the Propagation of the Faith).

The Church in her external form, establishes vicariates and dioceses to enable all peoples to organize their own flocks directed by pastors selected from their midst.

—Mary Immaculate.

The Bells of St. Mary's

Here is the story behind the story of Hollywood's latest movie on a Catholic subject — the parish school Sisters

By WILLIAM H. MOORING

"WHAT do you think of a movie about nuns?" Leo McCarey shot the question as we sat by his blue-lined swimming pool down on the Santa Monica ocean front. It was a bright morning a year ago last September.

Without a moment's hesitation I replied that if anyone could ever film a story about nuns who had hands, who went through life without either casting their eyes permanently upon the ground or gazing loftily into the heavens, he would have something.

"That's just what I mean," said Leo. I am thinking of doing just such a story. People have been asking for one ever since they saw 'Going My Way'. They say "you were able to make three priests come to life on the screen, why don't you try the same idea with the sisters?"

"But," he added, "what do you think they'd have to be doing?"

"Teaching school," I blurted.

He hugged his navy bathrobe closer to him; he'd just come in from the Pacific breakers and seemed to glance disdainfully at the becalmed seawater pool beside him. I knew he was fumbling mentally for a thread of romance. Every Hollywood film maker does it, even McCarey.

"School, eh," he mused, "but where would the conflict come in? I mean what could be going on say between the sister superior and the children that could possibly give Father O'Malley any sort of a job? You know I've got to play Bing in it if I make it and hanged if I can see where he'd come in."

I said I felt certain he'd "grow" once the story got started.

LEO McCAREY however was forced to go through the usual routine before he could even get down the main thread of his story.

He had to view and review the whole sphere of activity encompassed by the sisterhoods; meet and study different types; consider the dramatic values offered by the work of various communities.

He had heard on the radio a promising young singer named Patricia Monsell. She was then his only "idea" to co-star with Bing. Would she not fit best against the background of a novitate?

She might perhaps believe she had a vocation. Father O'Malley would back her up. Sister superior would declare against her. Eventually the girl would discover a too earthly yearning for fame and then the sisters who had hoped to welcome her for life among their number, would cheerfully send her out into the world assuring her that God's work must be done there too.

Or maybe she would not be a novice at all, but a wayward girl who came under the care of say, the Sisters of the Good Shepherd? That would bring in the much discussed problem of juvenile delinquency.

By noon Leo had talked all around the Catholic world and back again. Together we had conjured word photographs of some of the most human, humorous and wonderful women we had ever known—all nuns. But these were thin threads. More weaving had to go on before the ropes were ready to be pulled on "The Bells of St. Mary's."

Together McCarey and I visited the Convent of the Good Shepherd, where mother superior discussed dramatics as if she had herself been a film producer all her life.

"Our order," she concluded, "would be honored if you were to make a film about our work, but in all sincerity I fear it is not the most suitable dramatic subject you could choose."

When we left the convent McCarey said, "You know, she's right . . . juvenile delinquency is out."

Then he found that Patricia Monsell was not available anyway.

WITHIN six weeks of our first meeting Leo McCarey was back at school, but the more he thought about the nun characters the less he could find for Father O'Malley to do. Before he had got any further than a two-page synopsis he was ready to give up the whole idea. Maybe it was all right if his main star were a woman, but with Bing Crosby? Uh-uh!

I suggested a new set of characters headed by Irene Dunne as a music teacher in a Catholic girl's school. If he could get

Diana Lynn from Paramount she could play the girl who was torn between a concert career and the religious life. Her final resolution would come when she played her own composition in a big musical festival and heard for the first time the flattery of public applause. Sister superior's concerto was played that night too, but sister was not there to receive applause. It was a shame, the girl said. Father O'Malley sang there too and by the time the final curtain dropped he knew that it was the world of Diana, just as sister had always said, and not the quieter world of sacrificial service. McCarey liked that.

Then a bird whispered in his ear, a Hollywood bird named Noll Gurney, with an eye for fabulous business and a keen mind for movies.

If McCarey were interested, David O. Selznick might be persuaded to loan Ingrid Bergman to play the principal nun in the picture, said Mr. Gurney.

Almost everybody in Hollywood as good as knew Miss Bergman would shortly be carrying off an Academy Oscar. Even Mr. Selznick.

So his asking price was $175,000 in cash, plus a few odd nick-knacks which eventully included the screen rights to "A Bill of Divorcement" and "Little Women," owned by RKO - Radio through whom McCarey was operating.

The deal was on. From that moment the final characterization was resolved by careful tailoring to the Ingrid Bergman screen personality.

THOUSANDS of people, Catholics and non-Catholics, had voluntarily sent along stories and anecdotes about nuns "for free". These were ground by the master hand of McCarey into the ochre of his secondary character coloring.

They helped set the pigments of a truly colorful tale which in the sensitive mind of writer Dudley Nichols took more or less final shape from a thousand odd ends.

"The Bells of St. Mary's" went before the film cameras almost six months after the swimming pool "story conference."

It was essentially the story I had in mind because it was the story of a typical Catholic school, the like of which I have often visited since I came into the Church but never saw through the eyes of a wondering child.

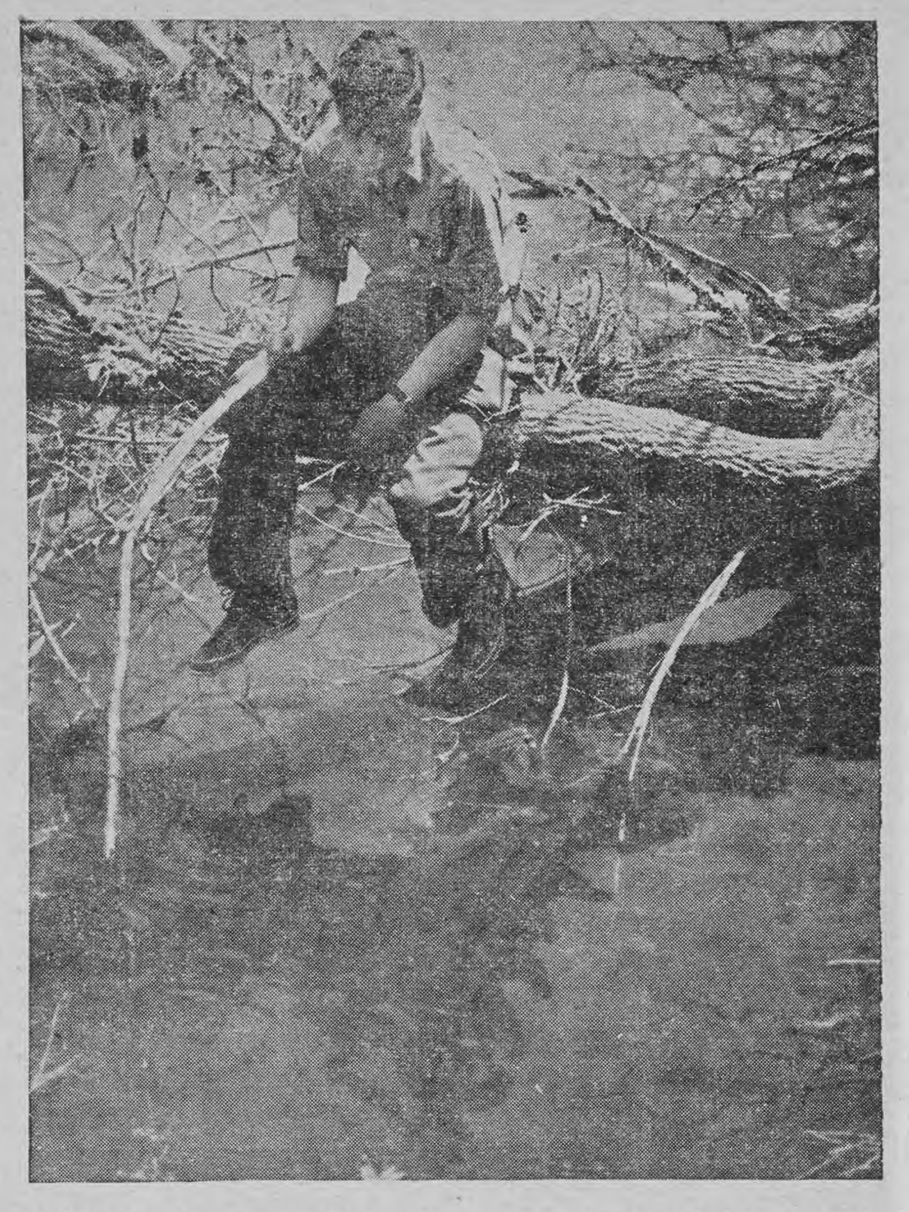
Father O'Malley came to the parish as the new pastor. He found the sisters beset by financial problems. The school, an old and honored institution, had been temporarily repaired out of funds raised by selling part of the playgrounds.

A rich old man had acquired the ground, was raising upon it a modern monument to money. He wanted the rest of the school grounds and urged Father O'Malley to close down St. Mary's. The kids might go to some other school. But the sisters had other plans. Having sold the old man their precious land, they were content to watch him build upon it as they turned upon him the greatest of all secret weapons. With their deep faith they were going to try to pray him out of it!

Ingeniously McCarey provides another good reason why the old man finally donates the new building to the sisters for a school. Too many movie goers would not accept the idea of a granted prayer, but those who will, may.

THERE are many problems for the sisters and Father O'Malley to settle. The building is one thing. The building of good

Christian character out of raw material supplied by broken homes and dispirited parents is another. McCarey developed his story as he always does, bit by bit, from day to day, changing here and there, adding, taking out, but always drawing nearer to a realization that although there is frailty in beauty, there also quite often is some beauty in frailty. Humor was his watchword. St. Mary's was seeing gray times, but around the corner lay the sunshine of Happy Valley.



Without argument and never a touch of the advocate, McCarey evolved the screenplay in which Father O'Malley undoubtedly has us all going his way. We shall want to see what happens to him next and Bing knows it. The character cannot die as screen characters invariably do, but it is doubtful whether he will ever know a happier or more blessed work than he performs in "The Bells of St. Mary's."

When the film began McCarey had too few lines and scarcely a song for Bing to hang upon. As he went along the songs arrived, three of them, and even one little one, a Swedish folksong left over for Sister Benedict Bergman. All along it was the same.

Grasping threads of truth McCarey weaved with the deft mastery of a hand lace maker. It is fine work he finished.

ONE worry seems to haunt Leo McCarey as "The Bells of St, Mary's" begins to ring in the crowds at the theatres. Will people insist upon calling it "a sequel to 'Going My Way'?" He hopes not!"

His fears are based upon a standing prejudice in Hollywood. A prejudice concerned with public prejudice. Film people say that the public never accepts a sequel as the equal of the original. If you watch what happens to the film series, "the Jones," "the Hardys," "the Dr. Gillespies," you'll notice that popular as they are, they eventually reach a diminuendo. Never do they rise in popularity. Always they settle down gradually, and even though by long triumphal march across the screen, they are going ... going ... GONE. Never the reverse.

In the usual way there's a reason for that. Most of the successful screen series have had to depend upon repetition at least of characters and backgrounds. That is where Father O'Malley is on his own. It is a safe bet for any betting man that Bing Crosby never will be able to get away from this Father O'Malley character as long as he is a movie personality. He'll have to retire to shake off the collar. Naturally he can warble his way through interspersed musicals and such, but always, every so often, there will be a big box office hue and cry for "another O'Malley picture."

And whenever Leo McCarey or anyone else may feel the urge to grant one, the supporting characters, the backgrounds, the type of action chosen for the story can be different from anything that has ever been done

(continued on page 45)

Grandfather was a Plumber...

By Florence Christian

Barry Richmond III, back from the war, was determined about one thing. His civilian life was going to be far different from what it had been. He'd bought independence dearly on the battlefield of Europe, and from now on he was his own man, from the matter of jobs to the matter of his folks shoving Mildred Colby at him.

Where the underpass from Track No. 3 at the home town depot makes a direct right turn and verges upward into yellow sunlight, Barry faced abruptly to the right and collided with someone who fitted neatly into his widespread arms. He took a good look and gasped. The plump brown Indian girl in his embrace gasped too, then giggled. The uniformed brave beside her growled throatily, whereupon Barry released the native daughter of the Americas, stepped to one side and onto the feet of a hysterically merry stranger, whose laughter ceased abruptly.

Barry lifted his GI anchors, and the released casualty hopped backward on one foot, dangling the other agonizingly while the contents of her purse spilled haphazardly along the ramp.

The party's oval face was twisted with pain and her eyes were shut so tight he couldn't tell whether they were blue, black or purple. Two tears slid down cheeks framed by dark hair which turned bronzy red where the light struck it.

"Quick change of mood, huh?" Barry Richmond III stated, not entirely displeased with his dastardly deed. "Lost your sense of humor suddenly, didn't you?" he jibed, handing her a fistful of feminine pocketbook items.

The eyes were open now and they were gray-green, like a stormy ocean. "You—you lumsy cumberjack!" the girl cried. "I mean you clumsy—"

She paused, her eyes shocked as they fastened on the ribbons and his medal. "You—'ve been wounded!" she whispered. She kept staring at him and suddenly he felt very, very annoyed.

"It doesn't hurt," he snapped, "and I'm not sympathy seeking."

His brown eyes had narrowed under thick light brows, and the storm-gray eyes opposite narrowed too. "I wondered," the girl said tartly. "That was quite a handsome picture of you in this mornings paper. Barry Richmond the third, and so much information under it too. Now if you'll get out of my way, I'll try to find Aunt Jennie!"

Barry just stood there, but the girl dived around him and disappeared, leaving him very angry and upset. You fought, you bled and you nearly died for some of these civilians and this was all the appreciation you received for it.

There was no band at the depot to welcome Barry There was, however, his mother and father and, of course, Mildred Colby. Milly threw her arms around his neck and there was nothing he could do about it. The girl with the storm-gray eyes and the sunlit dark hair came back with her Aunt Jennie, and she viewed the scene with interest as she passed, but there was still nothing Barry could do about it. He didn't even know her name and the card he'd pilfered from her possessions gave him no clue. It was just something she'd picked up, no doubt, on which to scribble personal reminders.

Milly turned him loose a moment so he could kiss his mother and shake his dad's hand. Then Milly clasped his arm and he was in captivity again.

The Colby heiress was tall and blonde. She had slim ankles, a long stride and a patrician face in which was set a pair of very good, dark-lashed eyes—cool eyes. She was the girl Barry never asked to marry him, but to whom he was practically united by the mutual agreement of almost everyone he knew.

Barry Richmond II was fingering the III's medal. "Was it bad, son?"

Barry's brows almost closed over a short nose which was straight almost to the end where it pugged out on him. "I was just coming over the hill with some other chaps when—whack—a snipers bullet caught me, so they gave me the Purple Heart."

"They should have given you the Distiguished Service Cross for going over that kind of a hill," mother stated fiercely, and Barry let that pass. He was always letting things pass—till they dug ruts for him.

Milly Colby went home with them to the two-story mansion which had housed three generations of Richmonds. It was swell being home! It was

wonderful, but a strange hurt feeling started tugging at Barry's heart. He must not forget where he stood now. All his life he'd lived in the lap of luxury, but that was out from now on. He was going out on his own and he wouldn't be able to afford old-fashioned elegance into which he'd been born.

Milly stayed and stayed, but she talked herself out finally, and her departure was the signal for Barry to start on a luxurious program of shaving, bathing and lolling comfortably on his own air-conditioned, feather-soft mattress with all the trimmings. Later he luxuriated on one of Lizzie's sumptuous dinners of fried chicken, stuffed avocados, fresh green peas, summer squash and baby limas, plus apple pie a-la-mode and all the coffee he could drink. It was a wonderful dinner—Lizzie's best—and it set Barry thinking again.

In the world of tomorrow a man had better be able to rely on his own resources, and his wife had better be able to rely on her husband's resources, which brought up an interesting point. Mildred Colby couldn't boil a bean and Mildred's personal maid lived in better quarters than Barry was going to be able to provide for a few tight years.

After dinner, Milly was back again, her parents with her, and Lizzie brought in a tray of frosted drinks for the family and its guests. When everyone was comfortably and permanently settled, Mr. Colby turned his round bright eyes on Barry.

"There's quite a shortage of lawyers here these days, Barry, but I guess your father has told you all about that."

"We haven't talked business," Barry answered warily.

"Well, there is," Mr. Colby reaffirmed, making a tent with the tips of his fingers, "and I might as well come to the point, my boy. I want you to come in with me—if you still feel averse to working in your father's law offices."

Barry's face was getting hot. "I think it's a mistake to make a family affair out of one's business," he said. "Dad and I never did see eye to eye about cases."

"I'll say we didn't," Barry the Second admitted. "So you can have him, George."

"Wait a minute, wait a minute!" Barry said, and he was nearly shouting. "I—I have other plans, Mr. Colby. Sorry, sir, but I can't go in with you, either."

Milly leaned over and gave his hand a tight squeeze. "I understand, dear! If you went in with father your business would still be a family affair."

Barry's dark eyes stared at her. Then he sat up straighter in his chair. She meant—why she meant she practically had him in the bag. A fighting light flickered across his face. Oh, no, she didn't. He wasn't Mr. Mildred Colby yet.

"What exactly do you have in mind, son?" his mother asked, a tolerant, amused smile on her lovely face.

"I—well—" His mind did a sudden flashback to the girl of the underpass ramp, the girl with the storming eyes. He still had the card in his pocket and now it was a lifesaver.

"I'm going into the lumber business," he announced proudly. "I've been thinking it over for some time."

"Which outfit?" his father asked suddenly, and Barry hesitated. Mr. Colby and his round bright eyes on him, and Milly was watching him closely.

"I—haven't quite decided," Barry stated slowly, and—warming to the subject—"I've several possibilities in mind."

"I shouldn't think," mother said stiffly, "you'd consider the lumber industry after you've spent so many years studying law."

Against my will, Barry thought, entirely against my will, but he sat quietly by while the Colbys and his parents fought the matter out.

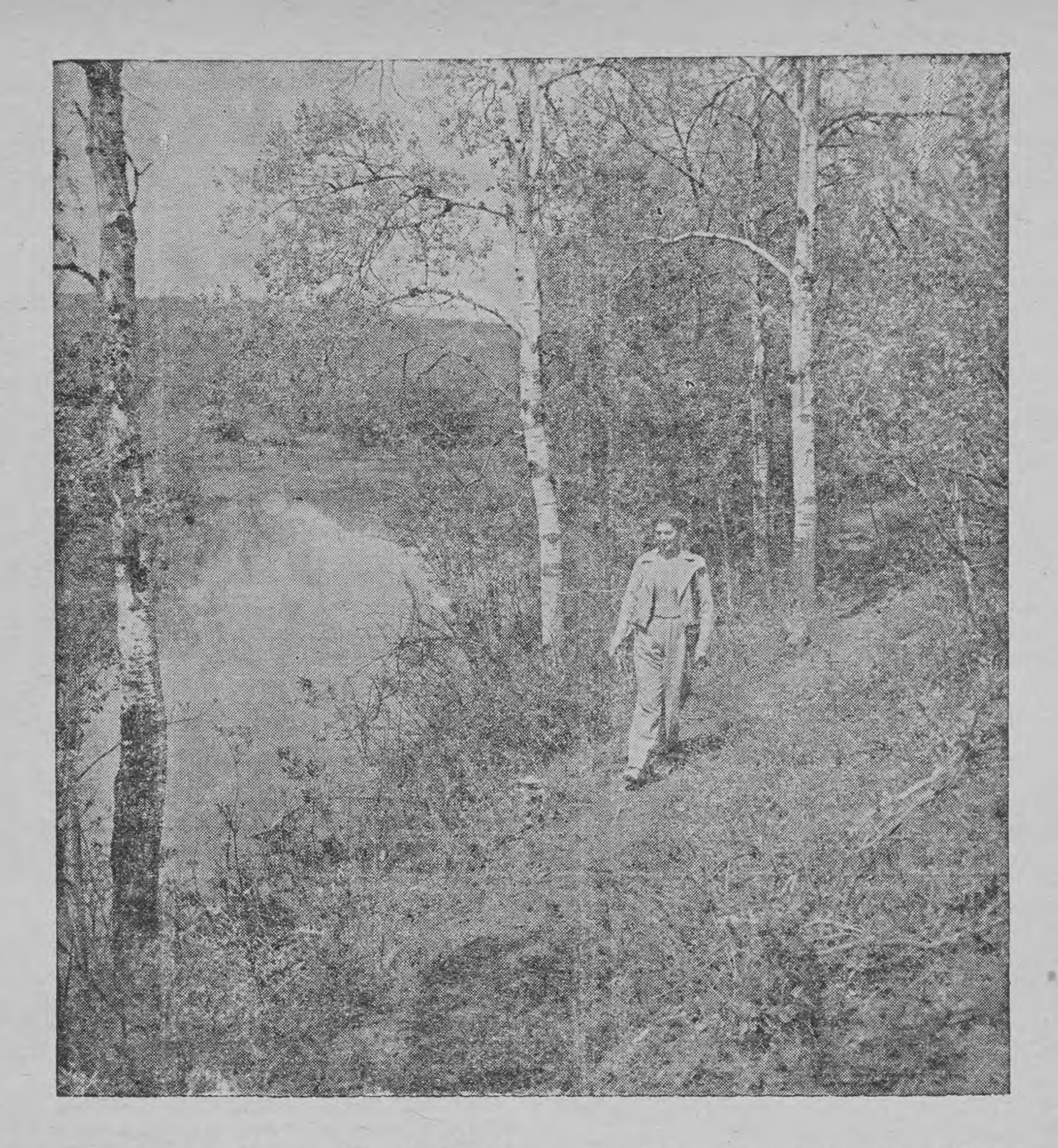
Milly was on his side, and Barry felt a warm glow of appreciation. It was darned sweet of Milly to stick up for him because he certainly was too tired to stick up for himself. He sat in his deep chair idly while Milly told them that the lumber and hardware industry was going to boom after the war and that Barry was pretty smart to buy himself into something so definitely sound.

Barry smiled drowsily as the fight waged, and with deep concentration dropped his head on his chest and went sound asleep.

That was just the beginning. Mother kept looking at him reproachfully during the following weeks in which he just rested himself and thought wistfully about a hostile girl with storm-gray eyes, while fingering idly the cryptic card which had once reposed in her cluttered purse. The card read "The J. B. Dunley Lumber and Hardware Company" and on the back of it these words were scrawled: "One pound of ground meat, one sweet pepper, one loaf of bread and two quarts of milk." Barry shook his head sadly. He might never see those storming eyes again.

When it was quite obvious that he had rested long enough, Mr. Colby, sponsored by Milly, dropped in to make a magnificent proposal. "I'll put up the cash for your new lumber company, Barry, if you haven't enough of your own," he offered.

Milly's cool, efficient blue eyes were bright and eager. "I've found a simply oompah place for your lease, Barry," she said. "It was the Oldwidge Body and Fender Company before the war and there's a marvelous vacant lot next door you could lease also."



Barry's back straightened. Why hadn't he thought of that before? A girl who'd call a man a lumberjack and carried a lumber card in her purse probably worked for the outfit. He liked that girl! He couldn't get her out of his mind.

His eyes gleamed excitedly. "Thank you, Milly," he said. "Thank you too, Mr. Colby, very much, but I wouldn't know how to run a lumber and hardware company if I had one. I'm just going to work in one."

"Work in one?" Milly echoed.

"Work in one," Barry assured her.

He was too. He was going to find the girl with the stormy eyes and the sunlit hair,

Milly and her father went home. They were a bit stiff in their departure. They looked at Barry strangely as though they thought his might be a mental case brought on by war neurosis and the wound which had won him the Purple Heart.

Anyhow they left, and after they left Barry reached for his brand new civilian hat and headed for that area of town directly south of the tracks where the community's lumber yards stretched out.

In the outer office of the J. B. Dunley Lumber Company a dark-haired girl turned to greet him, and there he was looking straight into those storm-gray eyes. The eyes were calm today, and they looked on him in his new civies without recognition.

"I'd like to peak to Mr. Dunley," Barry said.

The girl consulted her appointment book and

glanced at her watch. "Did you have an appointment?"

"I want to ask Mr. Dunley for a job," Barry explained.

The gray eyes widened, the girl's face flooded with light and she flashed a charming smile at him. "You can walk right in, Mr.—oh—"she cried, pointing a slim finger at him. "Now I know you. You're Barry Richmond the Third. You stepped on my feet!"

Barry started to say he was sorry, but the girl's eyes narrowed ominously, which stopped him. "Where are your pretty ribbons and medals, Mr. Richmond," she asked pertly? "Aren't you going to wear them any more?"

Barry buttoned his lip up tight and walked past her toward the private office, but he could hear her voice over the interphone. "Mr. Barry Richmond looking for a job, Mr. Dunley."

Mr. Dunley glanced up starry-eyed and amazed, like a little boy who has actually seen Santa Claus after having been told there isn't any. "You're hired, my boy," he said, grinning at Barry with warm hospitality. "What can you do?"

"Everything!" Barry stated. He'd show her. She thought he was a tin hero, did she? He'd show her he didn't have to lean on his medals, or his name, or his family's sphere of influence.

"Good," Mr. Dunley boomed heartily. "The starting salary is $180 per month. Your title is Assistant Manager. I'm the Manager."

It wasn't much of a salary as far as salaries went, but Barry thought it was a pretty good way to learn a new business and his chest broadened. It wasn't every dope who could start right in being assistant to the manager either.

Mr. Dunley took him out to meet the force. There was Sheila Latham, Natcho, an Indian helper, and Gonzales, the warehouseman. That was all.

"We're just one happy family here," Mr. Dunley said merrily, and Sheila added a footnote:

"With the usual family difficulties," she said. "Tell him about the broom, J. B."

J. B. didn't. He changed the subject hastily, but Barry found out about the broom anyhow. Sheila handed it to him the following morning. "The assistant manager sweeps the store every morning," she explained.

Barry hesitated. He wasn't going to sweep any dirty floors.

"Or," Sheila said, her gray eyes getting that scornful look, "Gonzales can do it and you can help Natcho unload that carload of roofing which just came in. Each roll weighs 90 pounds."

Barry took the broom. "Thank you," he said stiffly, and he started pushing damp sawdust around with the business end of it.

That was just a sample of the Dunley Lumber and Hardware Company, a sample of the manpower shortage, and a sample of Miss Sheila Latham who didn't go for Barry in the big, big way Mildred Colby went for him.

Barry told mother and Mildred he was assistant manager of the company. He didn't tell them about the duties of the assistant manager, nor that he couldn't quit because he couldn't bear to see the scornful flashing of Sheila Latham's eyes. As a matter of fact he didn't mention Sheila at all. Sheila didn't like him anyhow, so there was scarcely any point to bringing her into a conversation.

The day mother and Mildred first saw Sheila, Barry was helping Natcho unload sacks of cement in the side yard. Each sack weighed 94 pounds when Barry started to unload them, but now each sack weighed a ton of bricks. His overalls, eyebrows and hair were dusty gray from the mixture and his hands were cracked and sore.

"Two customers want to see you personally, Mr. Richmond," Sheila announced politely over the system, and he put down the last sack of cement wearily before entering the store proper, where a sharp duet of horror met him.

"Barry!" mother cried.

"Oh, B-a-r-r-y!" Mildred wailed. "You said you were the assistant manager. You said—"

"He is the assistant manager," Sheila cut in prettily. "Out there," she indicated, "toils the manager and owner of this business."

It was no understatement. J. B. toiled indeed. Natcho and Gonzales were trying to roll a heavy load of lumber from the rear of a large truck and J. B. Dunley sat at the wheel, ready to pull out from under the load as it commenced to roll—only he didn't pull out fast enough. A loud and furious shout roared from J. B.'s throat as the ballast of lumber in the rear bore down heavily, lifting the truck's front wheels completely off the ground and placing J. B. in the driver's seat at a very undignified and unaccustomed altitude.

Natcho and Gonzales, their shoulders heaving with laughter which was drowned out by J. B.'s outcries, eased the ballast off and the front tires of the truck came down bouncing—likewise J. B., who sat the seat leather like a cowboy. The rubber tires bounced three times, J. B. climbed from the seat, threw his hat on the ground and jumped up and down on it furiously.

"He always jumps on his hat when he's mad," Sheila explained casually to the guests.

"Well," mother gasped. "I must say it's a funny way to run a business. You don't have to work like a field hand for that madman, Barry!"

"Working isn't hurting him any," Sheila observed warmly. "Look at his muscles. Look at his shoulders!"

"I suppose he's training to be a dray horse," Mildred suggested acidly, her eyebrows arched.



"He is not!" Sheila countered. "J. B. is going to expand after the war. He'll need trained men to—"

"Carry cement sacks around, I'm sure." Mildred interupted. "And don't contradict me. The customer is always right!" She turned her bitter-sweet smile on Sheila and waited triumphantly.

"Where've you been?" Sheila demanded. "The customer hasn't been right since Pearl Harbor." Turning, she walked stiffly toward a door marked "Private."

"Sheila," Barry called after her, but she didn't turn, and Barry felt terrible. She hadn't a particle of use for him. Never had had. Never would have. He retired to the back room, slipped out of his overalls, found his hat and rejoined mother and Mildred.

"Let's go home," he said, and Milly was leading by a length when they reached the exit.

Barry was sorry. It had been nice while it lasted and some day he might have managed that new branch for J. B.

"I'm glad you've come to your senses, Barry," Mildred whispered. "Any day laborer could do the work they had you doing. A—a dray horse could. And that girl in the office—who does she think she is?"

He listened gloomily. Mildred would always be right and he guessed he would marry Mildred. He knew what was expected of him and he might as well slip back into the groove.

They dropped Milly off at her home, and Barry was to pick her up at seven. It was just three now.

He went to his room, took a hot bath, changed clothing and then came downstairs slowly. He went into the library to think it all out. If Sheila had ever shown him the slightest sign of interest he wouldn't marry Mildred, but she'd been against him since he stepped on her foot in the depot. He'd had to fall in love with her though. She was the girl who would fit into the new life he'd planned for himself, but now there'd be no new life, and no Sheila. There'd be Mildred and Mildred's father's law offices on swank Sutton street where he'd never get cement dust on his neatly creased business suits nor soft pine slivers in his hands. Sheila would never sit across from him at the breakfast table mornings, pouring out his cup of coffee.

Mother came into the library. "Barry," she said softly, "why don't you call her up and ask her to marry you?"

He stared at his mother. He stared at the phone, and as he reached for it his mother tiptoed smilingly from the room.

He felt dizzy. He felt half sick with dread as her voice answered, cool and crisp. "This—this is Barry," he stammered. "I—I just wondered—if you'd—marry me?"

He listened, his eyes dark pits of hopefulness, and then he put the phone down and stumbled from the room.

Mother was outside, waiting.

"She will," Barry gasped. "She'll marry—me!"

"Of course, silly," mother chided. "Mildred's always known she was going to marry you."

"Mildred!" he exclaimed. "I wasn't talking to Mildred. I was talking to Sheila Latham. I'm going to marry her and keep on with my lumber job."

"B-a-r-r-y!" Mrs. Richmond screamed, and she fell in a faint. But Barry didn't see. He was already out of the house and on his way to the Dunley Lumber and Hardware Company.

Mrs. Barry Richmond the Second opened her eyes immediately and sat up. "Oh, well," she said, scrambling to her feet, "his grandfather was a plumber."

It's a Dog's Life....



We come out of this movie and, seeing it's such a fine evening, we decide to walk home instead of taking the trolley. There's a moon and a very blue, star-studded sky, and Gertrude takes my arm in that graceful way she has. I'm feeling like a million, I can tell you that.

"Adam," says Gertrude, "I want a dog."

Just like that—she wants a dog!

"But, dear," I reply warily, "you remember all the trouble you had with the cat?"

"That was a cat, Adam," answers Gertrude. "I want a dog. Just like the one in the picture.

"A wire-haired terrier?"

"Uh huh," Gertrude nods.

So I know trouble is looming ahead just like the Japs knew it when they saw a B-29. I do a lot of hemming and hawing, but Gertrude sticks to her guns. I can see a lot of use for that course in logic I once had in college, yes sirree.

All the way home Gertrude keeps coaxing me to buy her a dog like that curly-haired little devil in the picture. When we get to our apartment she keeps it up until, finally so I can get some sleep, I say I'll think it over. Naturally, I know what the results of my thinking, if any, will be.

"I'll sleep on it," I tell her.

"Oh, what's the use?" Gertrude cries. "You just don't understand."

"Honest, I do."

"If you really loved me, you wouldn't deny me a teeny-weeny puppy!"

"But, Gertrude honey—"

"No, Adam, my mind's made up."

"But darling, think of—"

"I've thought of everything." Her beautiful brown eyes look directly into mine. "Adam, you'll say 'yes', wont you?"

"I'll think it over, dear."

"No, Adam, don't just think about it."

"All right, dear, if it makes you happy," I mumble. "Buy the dog. Any kind you like."

"No, Adam," she smiles sweetly. "You buy it. I want to be surprised."

She plants a kiss on my cheek while I try to make my wavering pulse behave. I—I've got to buy a dog! What a fine how-do-you-do!

Every night Gertrude greets me with a smile which immediately fades when she sees I've come home dog-less. She reminds me of my promise. I promise again. I tell her I'm looking for just the right dog. Not any dog, mind you, but a pooch just like the one she admired in that picture. It's a good alibi, but Gertrude can't understand why I keep putting her off. Christmas is approaching. Can't I give her the dog for Christmas? I tell her I'm still looking for the right dog.

A few days after Christmas—and, brother, it's been a terrible Christmas!—I come home rather late one night. It's almost ten when I open the door. I've had a hard day at the office, but there's no sign of Gertrude. There's a note propped up against the flower vase on the coffee table.

"Dear Adam," I read. "Isn't it a honey? Bought it today in a pet shop. Here's the pedigree. Have to buy milk for the dog. Will return soon. Love, Gertrude."

I glance about the room. Over in a corner is a honey-colored little dog, shivering like it's got pneumonia. So am I. The pedigree says it's a cocker spaniel, female. I guess I don't know anything about women.

I run into the bedroom, slam the door, quickly undress, get into my pajamas and slip into bed. I pretend I'm reading when Gertrude comes in.

"Isn't she a honey!" Gertrude cries. I've never seen her cheeks look brighter. Her eyes are shining like she's just been named Miss America.

I mutter something unintelligible under my breath.

"She's just timid, Adam. The man said it'll take a few weeks for her to get used to us."

I wonder how long it'll take me.

"She's six months old and she's never been in a home before and she's scared to death, poor thing!" Gertrude says, not stopping for breath.

The dog stalks stealthily into the bedroom, slinks into a corner, and steadily gives me the eye. For several moments we go through a bit of silent cross-examination. "See, she loves you already," says Gertrude.

She goes into the kitchen, carrying the bottle of milk she's just bought. The dog follows at a respectable distance. I slide under the covers, pull them over my head. What a spot I'm in!

We don't get to sleep for quite some time because we have quite a row over the new acquisition. Finally, so I can get some sleep, I agree to put the dog on probation for a day or two. Gertrude says she knew I'd be more reasonable, and I drift off to sleep.

I'm beginning to dream when I'm aroused by a dog barking near by. It takes a few minutes to realize that we have a dog.

"The dog," I say.

Gertrude yawns. "What?"

"Barking."

"Oh."

"Better do something. It's your dog." I remind her.

"Darling, you know I'll just catch one of those awful colds. Be a good boy, and see what's wrong. Maybe the poor thing has a stomach-ache."

"Oh, all right," I growl. sliding out of bed. Like a pirate walking the plank, I go into the next room.

The dog stops barking at once. She stares at me. I back away until I bump into the couch. I fall backwards and land on the floor. Does the dog pounce on me? Oh, no. She slumps to the floor, her eyes close, and she starts to snore!

I wipe the cold sweat from my brow, and go back to bed, wondering if Gertrude and I are compatible, after all.

Gertrude calls the dog "Taffy." I call her "Dynamite." When I come home the next night, I make a wide detour around the pooch, and run into the bedroom. Gertrude calls me a few times before I'll come out. Then I run into the kitchen and slam the door behind me.

"Something wrong, dear?" asks Gertrude.

"Oh, no, nothing's wrong."

"Why did you close the door?"

"Feel chilly. There's a draft."

"Oh, you poor darling," says Gertrude. "Here, have some of this soup. It'll warm you up."

It's no joke having goose pimples when you're in your own house. But until I can figure out some way to get rid of Dynamite, I've got to take it.

Gertrude suddenly gives me a peculiar look. "Didn't you have a dog when you were a kid?" she asks.

"Why, no, darling. What makes you ask?"

"Oh, nothing."

She gives me another fishy look. "Maybe," she says, "you never learned to love dogs."

"Of course I do!"

Gertrude raises her eyebrows. "Hmmm," she says.

I think fast. "Poor dad," I say dolefully. "He just can't stand dogs."

"You don't say!"

"He had asthma, you know. Always said dogs' fur started an attack. To this day, he won't allow dogs in the house."

"Oh, that's too bad," Gertrude's eyes widen with sympathy.

I cough. I blow my nose. I breathe heavily. "I wouldn'e be surprised," I wheeze, "if I were allergic to dogs, too."

"You look disgustingly healthy."

I fling my napkin down. I point a district attorney's finger at Gertrude. "I'm warning you, Gertrude, I'm warning you!" I shout. "It might even be fatal!"

Do I get sympathy? Do I get relief? Oh, no! Gertrude merely laughs her head off. The tears stream down her face. She collapses into a chair. Her shoulders are shaking so hard, I'm afraid she'll bust a shoulder trap!

On Sunday Gertrude decides to take the dog for her first airing. Much as I'd like to, I can't get out of going along with them. As we're entering the park, a car suddenly backfires. Dynamite pricks up her ears. She jerks the leash out of Gertrude's hand, and becomes a furious ball of fire rapidly heading for home. She streaks down the avenue, crosses intersections, heedless of the cars that blow horns and slam on brakes to avoid running over her.

"Adam, she'll be killed!" shrieks Gertrude.

"What should I do?" I shrug.

"Catch her! Catch her! Do something!"

So I start off, thinking my troubles will soon be over. Dynamite's a sure goner, I figure, as the little cocker fades into the distance.

I cover several blocks. No sight of the little devil. I begin to get worried. I'm thinking how hard Gertrude will take the news. She really dotes on the little pup. Besides, I've got to admit it's a nice little dog. If only I didn't get the creeps so . . .

By the time I'm in sight of our house I'm in an awful stew. And there she is, waiting outside the door. Talk about miracles!

She wags her tail like mad, and makes a beeline for me. I back away—but not fast enough for Dynamite. With a cry of joy she leaps into my arms.

My heart pounds like mad. The sweat stands out on my forehead. I want to run. I cannot; my feet are anchored in concrete. And all this while

Dynamite is licking my face as though I'm the greatest guy in the world. Her tail beats my sides like a drummer beating his drum, and she feels soft and gentle and harmless in my arms. Especially harmless. And all at once I see that I've been acting silly, for there's nothing to fear at all. "Everything's all right," I tell her. "Everything's okay now."

In Gertrude's absence one day, Taffy amuses herself.

When I come home that night, Gertrude is close to tears. "Oh, Adam!" she cries, "look what Taffy's done!" She points toward the Queen Anne chair.

I go over and look it over. Sure enough, Taffy has done a very thorough job.

"Don't stand there like a ninny!" cries Gertrude.

"What should I do?" I shrug.

"Don't just stand there. Take the dog back to the pet shop this very minute."

"Be reasonable, Gertrude. After all, it's only a little dog. It doesn't know any better."

"Oh, what's the use?" Gertrude's eyes plead with heaven.

"I think I know what to do, Gertrude. I'll go over to the butcher's and get her a nice bone. You just give Taffy a chance. She'll make you a wonderful pet—in time."

But when I come home the following evening there's no sign of Taffy. I whistle. I call her name. She doesn't come running to me as she usually does.

"Gertrude!" I call.

"Yes, dear?"

"Where's Taffy?"

"She's not here."

"Where is she?"

"Back where she came from."

"Gertrude, you're kidding."

"No, I took her back to the pet shop today." There's a peculiar gleam in Gertrude's eyes.

"Listen, Gertrude," I say. "Taffy's coming back. I'm not stopping until I find her.

That, of course, was easier said than done. First of all, the pet shop was closed. Then I had to wade through the telephone directory. Then, I discovered, Mr. Spignolli, the pet shop owner, lived on the other side of town. It was after nine when I mounted the stairs of an old, dilapidated tenement and pushed a grimy doorbell. I knocked on the door after waiting in vain for an answer.

"One minoots!" shouted an irate voice. "You break-a down the door. Wait a minoots, wait a minoots!"

The door opened. "What you want?" said Mr. Spignolli.

"Did you buy a dog today?"

"Sure. I buy a dog every day."

"Did you buy a honey-colored little cocker?"

"Sure, sure. I gotta da lice' for her."

"No, no, Mr. Spignolli. Don't get me wrong. I'm not the dogcatcher. All I want to know is if you have a dog named Taffy."

"How you know the name-a dis dog?"

"Because she's mine."

"If she's yours how could I have her?"

"Someone brought her to your shop today."

"She was stolen? I report it to da police!"

"No, no, Mr. Spignolli, that won't be necessary. I'll take care of it myself. How much do you want for the dog?"

"Fifty dollars."

"Fifty dollars! Why it only cost twenty-five!"

"Fifty dollar—or I no sell."

"Okay, okay, you win. When I get the dog you get the fifty bucks."

"Gracias, gracias!"

"You're telling me!"

We're walking in the park Sunday when Gertrude suddenly says: "Dear, I had a letter from your mother the other day."

"Is that so?"

"I told her about Taffy, and do you know what mother said?"

"What?"

"She said: 'Gertrude, don't you know Adam's simply scared to death of dogs?' "

"Oh, bosh!"

"She said: 'Of course, he's scared of dogs. He's been that way ever since a Great Dane ran after him when he was a little boy. He had a lollipop in his pocket'."

"What rot!" I mutter.

"And, furthermore, your mother doesn't know why I inquired about your father's asthma. She says he had hayfever." Gertrude bursts out laughing. "Hayfever!"

Gertrude is almost overcome by laughter and after a while I see it myself. I hope nobody noticed my kissing her right there in the park. But the circumstances are extenuating—oh, definitely extenuating, don't you think?

SHOULD WOMEN FILL MEN'S SHOES?........

THE WRITER who dares to challenge women's place in business today does so at the risk of his life, for if the rolling pin does not descend accurately upon his bald or baldescent pate, it is only because the Mrs. has got out of practice while she has been tacking soles onto shoes or shingles onto roofs.

Eleven million well-built athletes, even of the female gender, are not to be bowled over with a sweep of the pen. After all, it is tantamount to taking a bone away from Brendel to ask them to give up their jobs.

Aware of this danger several chivalrous males have timidly approached the problem by wishing it were not necessary for our gentle sex to be thrust into factories, breweries, and cigar stores; others, a bit braver (or less tactful) have dared to quote the late Holy Father, Pius XI, "Intolerable, and to be opposed with all our strength is the abuse whereby mothers of families, because of the insufficiency of the father's salary, are forced to engage in gainful occupations outside the domestic walls . . . ."

No one has yet been so foolhardy as to deny that some, perhaps many, women are justified in leaving their children in a day nursery while they seek to feed them and clothe them at the labor of their hands. The industrial conditions of our generation have forced this upon us and we must accept it. But one thing too many of us forget. Not everything that circumstances force upon us is right. That false principle has been used as a screen for birth-control, euthanasia, and suicide. Conditions may force me to shoot my assailant in self-defense, to cut off my arm to save my life, or to drink poison as an anti-dote to the bite of a spider, But it is still wrong to kill, to mutilate, to take poison when those circumstances are not present.

The trouble seems to be blaming the women for doing what they are obliged by circumstances to do, instead of attacking the circumstances themselves. Given an ideal home, a reasonably decent salary for the husband, only an unnatural mother would want to leave her fireside to wrap cigarettes or operate a barber shop. The few exceptions would be girls and women who want to spend exorbitant sums on perfumes and cosmetics and can do so only as wage-earners.

That it costs more to run a home today than formerly no one can deny. Formerly silk stockings, silk lingerie, and weekly hair-dressings were not thought necessary. Formerly one could walk to church, to market, to a friend's house; now, despite loose and airy garments, despite low shoes and basketball training, one must hire a taxi for such trips. These "necessities" have created a need for higher earning power. One man cannot earn it alone and the result is the wife and daughters must also engage in work. The jobs they accept, if distributed to men, might appreciably cut down the list of unemployed men, making it unnecessary for other women, wives of those men, to go into such work.

To this humble writer, who concedes cheerfully that women's place in the classroom, in the hospital wards, and in some other occupations can never be as successfully filled by men, the partial need for work on the part of widowed mothers and orphaned daughter has been made an excuse for any girl to go into the stores, shops, and factories, to the detriment, often, of her own character and health, to say nothing of the injuries done to the unemployed men and boys in destroying their morale and self-respect.

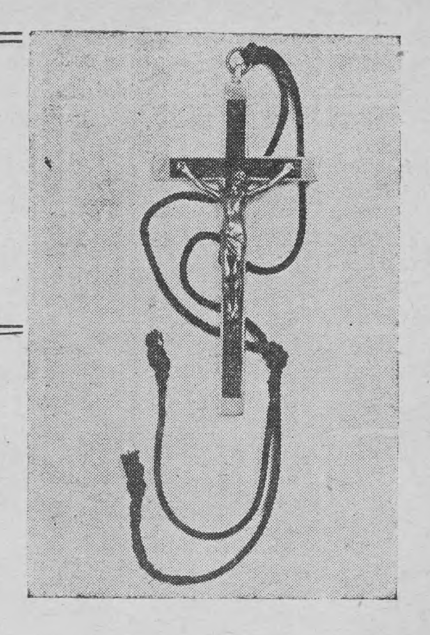
The not uncommon plea that due to efficient machinery there isn't enough work anymore at home to keep the housewife busy is of all the excuses the flimsiest and least deserving of attention. No, I haven't kept house, but I have seen homes and the product of homes where there wasn't sufficient work for the mother. So have you — and you know the answer to that one.

In considering the young lady now in high school studying stenography, typing, bookkeeping, and commerce, I am tempted to say: "Do you approve of your brothers taking courses in c o o k i n g, homemaking, hemstitching, or child psychology?" And yet, if you coming mothers and wives insist on having the jobs, your husbands and brothers will be forced to abandon their time-honored role of bread-winner, and of necessity will be drafted into making beds and wheeling babies around the block.

This is not the place to be specific. It is sufficient here to put a thought into the minds of young ladies that God intended them to be mothers and wives. They should take such courses, develop such hobbies as will make them good mothers and wives. Music, painting, writing are not at all incompatible with the role of mother, but unless food and shelter depend upon it, and aged parents or fatherless children need it, it would be better if they would not aspire to a lucrative post at the bank window or at a factory bench. That may be all right for atheistic Russia, where families have no standing, where free love is encouraged, and where souls for whom Christ paid the inestimable price are left to perish like so many unnoticed weeds. But Christians know the value of a soul and will gladly forego the extra pay check to give that soul the care and cultivation it needs to make it bloom for heaven. Girls, give us good Catholic homes!



with our lay-missionaries



The Gospel on our Continent

By Joseph E. Champagne, O.M.I.

"Lord, You have not abandoned groping humanity; You love all men for what they can bear in their hands to Your Father, who entrusted them to You." So prayed a noted Jesuit missionary when spreading the Gospel on the continent of America, and so have prayed the hundreds of Oblate Missionaries of Mary Immaculate as they went about this continent evangelizing the poor from the North Pole to the pampas of South America,

In Central and South America

Central and South Americas were evangelized by the Spaniards and Portuguese at the beginning of the sixteenth centuries, the missionaries devoting themselves to the then savage Indians, living in the interior. The long established hierarchy had already contributed enormously to the rapid diffusion of the Gospel and deeply grounded Christianized society, and had already inaugurated the Church in many places, several centuries prior to this missionary work.

These missions were among the most glorious of all history, both in the marvelous results obtained and the difficulties surmounted. In fact, before laying the foundations of the Church in the New World, the missionaries had to undertake a desperate, gigantic struggle against the traders and gold hunters. These men, violent, cruel, and heartless, reduced the natives to the most abject slavery. The missionaries espoused the cause of the Indians, protesting forcefully against abuses.

Identifying religion and race, the Indians included the missionaries with the traffickers in their hate which assumed such bitterness that they declared their preference for hell rather than heaven, if the whites were to be in the latter. However, by dint of heroic sacrifice and unbounded devotion, the missionaries succeeded in ameliorating the conditions of the Indians and advancing the Church's progress until the Faith took deep root in the soil and the natives' hearts. Neither wars nor revolutions hindered those countries from remaining the most Catholic in the world.

The Negroes and Indians in the United States

The United States, as a whole, is no longer a mission country, but it possesses two large ethnical groups, the Negroes and the Indians, not yet within the Fold. Descendants of ancient African race, vigorous, intelligent, and at the height of their developement, they number 12,865,518; they represent one of the phenomena of this country in their extraordinary intellectual and social progress. At present, 25,000 Negro students attend American colleges and universities. For the past few years there has been an intense missionary movement in favor of the Negroes who are served by 250 priests and 1,000 Sisters, and whose conversions reached three years ago the surprising number of 6,326. They can boast 325 churches, 246 parochial schools, 15 orphanages, 7 boarding schools, 1 college, 2 seminaries, and the Xavier University for Indians and Negroes with an attendance of 850 students.

The Indians on reserves in the States and the Territory of Alaska number 350,000, of whom 100,000 are Catholics; the Apostolic Vicariate of the latter embraces a mixed population of Eskimos and Indians with a multiplicity of dialects, living in hardship and poverty.

Canada

Canada is mostly a missionary country, divided into eight Apostolic Vicariates, comprising 118,316 Indians, 7,205 Eskimos, and 34,416 half-breeds, one half of these three being Catholic. The Indian and Eskimo missions are of a character all their own, the natives being of a rudimentary civilization, dispersed over vast areas or living in small iso-

lated groups, their way of life being influenced by geographic and climatic conditions, which impose periodic migrations to escape rigors of climate, poverty, lack of communication, famine, and epidemics, all of which make these missions the most severe and difficult. Only the spirit of faith and deep love of souls keep the missionary at his post where he must struggle with poverty, loneliness, and fatigue.

Why this struggle and the efforts to collect money for the mere maintenance of these missions when so many millions of pagans in other parts of the world are waiting for the Gospel? The answer is that our Savior died for all men without exception. Through His Church He calls to salvation the few thousand Indians and Eskimos of Canada and Alaska as well as the many millions of Hindus and Chinese. The Church, as the guardian and dispenser of Christ's gifts to humanity, has for her particular mission to provide all peoples with the divine gifts of redemption and salvation. For this reason she seeks to extend her frontiers to the very ends of the earth, and to integrate within her bosom all nations, peoples, and races, to give them to Christ. Were there but a handful of souls at the North Pole or some other remote spot, the Church would be obligated to send her missionaries there, and not wait for the Chinese and the rest of the world to be converted.

The Pope of the Missions, Pius XI, feared not to extend this solicitude of the Church to still smaller groups, when he remarked one day to a missionary of the Great North, "Were there but one Eskimo family living on the rim of the world, in truth, you must go to it, since those souls have the right to Redemption." Thus spoke the Vicar of Christ!

The Bells of St. Mary's

(continued from page 34)

before. Why? Because a priest is a wanderer. A servant of others and a willing slave to the God whose children are all over the world.

Father O'Malley can go out into the darkest continents and do his stuff among men of all colors. He can be working around oldsters or youngsters. He can be doctoring their bodies as well as curing their souls. Any country in the world is fit enough place to find a priest of the one true Church which brings God, at the same low purchase price, to all willing men. Leo McCarey knows this, but at the same time he wonders just how much the picture fans will understand it.

Bing wonders the same thing. This they both acknowledge.

IF it were decided to make another Father O'Malley film right now, it would not be necessary to play another single character that appeared either in "Going My Way" or "The Bells." For a priest lives alone. His only lifelong companion is the Unseen.

To take Father O'Malley away from St. Mary's would be no more difficult than it was to bring him away from St. Dominic's. He would leave behind him Sister Benedict Bergman and all the other nuns, just as he left behind Father Fitzgibbon when "Going My Way" came to an end. There would be no need for Una O'Connor, the pessimistic housekeeper, who does so well in "The Bells," because ten to one the next housekeeper Father O'Malley got would be an optimist. She might be a Chinese, or an Eskimo for that matter.

The St. Mary's schoolchildren wouldn't need to go with him into any new story. That would leave behind young Joan Carroll who plays the principal schoolgirl role in "The Bells." And her father and mother, played so nicely by William Gargan and Martha Sleeper. Sister Michael humorously portrayed by Ruth Donnelly would stay at St. Mary's. Mr. Bogardis, Henry Travers's crochety old non-Catholic who got prayed into giving something to the Church and discovered that to "give is to receive," wouldn't be going anywhere with Father O'Malley, not on this side of the grave. There'd be just Father left. So it wouldn't be possible to write a sequel at all. A new, entirely new story would have to be evolved and in it only one character—Father Bing O'Malley — would remain the same.

That proves, does it not, that "The Bells of St. Mary's" cannot fairly be described as a sequel to "Going My Way"? Actually the two films could not be held up for comparison because they have only one point in common. Each provided a place for the same principal actor. Never has Hollywood evolved a screen character so completely independent of all others as Father O'Malley.

He can keep on going, all around the world, through peace and war, through famine and plenty, through heat and cold. Always he will be the same. A servant of God. Always he will be doing something different, towards the same great end.

That is one reason why Leo McCarey and Bing Crosby can make a date to get together at least once in two years for "another great O'Malley film." And each time they do, every decent actor and actress in Hollywood can put up his or her hand once more with the plea that grew into a roar when "The Bells" was being cast:

"Find me a spot somewhere . . . I do want to be in a picture with Father O'Malley."



Medical Corner

Contributed by
J. H. SCHROPP, M.D., C.M., L.M.C.C.

Dear Reader; Hello, everyone! Sorry to have missed the boat in the last issues of the Marienbote. Not my fault. I have tried desperately in the last while to keep life and limb together. What a country! A few more degrees of heat and we would not have required an atomic bomb to disintegrate the few cells we possess.

Only recently Dr. Eid and I returned from a post-graduate course in Edmonton. To sum up our stay in that university temple of learning, I can only say this, that medical science has made very little progress in the past year, except perhaps that it helped to disprove the existence of any miracle drug cure-all, a belief which the radio and the press have tried to push down our throats in the latter months. It also proved to us that there are still old stand-bys in the matter of drugs and methods of treatment that time will never tarnish or man remove from the register. You have all heard so much about the Sulfa-drugs, about Penicillin and Streptomycin that you might possibly have thought them to be the trinity of and for everlasting life. These three apparently meant to the medical world what the atomic bomb means to a war-hungry nation. We all know that this is a presumption without parallel and dare not hope that such will ever be the case. Even if such were the case it would still remain a mystery as to why wars and famine will unearth new diseases, new germs and new drugs, —things that neither you nor I, nor the medical profession for that matter, would dare dream of.

Wars will go on, famines will decimate nations, diseases will harass the earth, peoples will be born and die regardless as to whether we have a Security Council of Nations, or a Big 5. Of what use are these organizations if nations cannot see beyond their own national boundaries, if nations will kill and rape and plunder, if they will let people starve by the millions, hang them, murder them, and drive them together into hovels not fit even for animals, only to corrupt them and let them become corrupted till the last vestige of humanity is forced out of them, the last particle of faith, hope and charity destroyed beyond recognition? Would it not be better indeed to be put against a wall and riddled with lead, far better than to be forced to die by slow degrees?

To top it all, presidents will get up and shout from their self-sanctified pedestals that democracy is saved from the clutches of the wolf and at the same time order their satellites to give still less food to the hungry, still less clothes to the naked and will tease the lion with small bits of democracy they still have in their possession. It is odd that we should be forced to give our heritage bit by bit.

Truly, the world is governed by a paradox, by a misplaced faith in the contradictions and absurdities of life, so that, while we boast of our learning and our advances, we become mired in an atomic hash. We fought a war for freedom and have less of it. We have lost the freedom of speech and of the press. We have been robbed of the freedom of religion. Instead of freedom we have created a world full of fear and disillusionment, full of tyranny and dictatorship such as never before existed. The second World War was fought in preparation for the third, and come it will.

That reminds me of a little experience I had in south Germany about 1936. The Nazis put me behind bars, it was only a matter of a few hours, because my mouth was overflowing with democratic wisecracks. A young Nazi squirt, during the course of the 'inquisition', barked this at me; "What is freedom? Do you know that the slightest nod to Kamerad Lindner behind you would put you behind bars where your precious Canada would be useless to you. Go home and keep your mouth shut." And then, we are so often told that it cannot happen in Canada, or in our precious Saskatchewan for that matter!

After all, dear Reader, we are not distinct from the animals around us by our prowess in the air or water or on land, —not merely because we possess reason, —but because we make use of what little brain material the Creator gave us. If we were

The Question Box

Only signed letters will be answered

I was discussing sainthood with an Episcopalian and we started speaking of Mother Cabrini and the fact that her body has not decomposed in any way. Our argument was whether her body has received injections of some chemicals to keep it from decomposing or has God seen fit to keep her body from withering away. I would appreciate it if you would write me your views on the subject.

The fact that the body is not decomposed is in itself not sufficient proof of sanctity. However, you may be certain that neither the body of Mother Cabrini nor that of any other saint has ever received chemical injections in order that its preserved state might later be used as proof of sanctity.

The Church is not interested in deceiving or letting herself be deceived and even less interested in confusing others. She would look for proofs of the extraordinary rather than try to create it. There are many saints whose bodies have decomposed.

Please let me know whether a scapular medal worn on a chain or pinned to my clothes has just as much value as the regular scapular we received for first Holy Communion?

"Instead of the scapular (Third Order scapular excepted), the faithful may wear a medal and gain all the indulgences and privileges granted to the scapulars. Only such medals can be blessed as scapular medals as bear on the one side the image of the Sacred Heart of Our Lord, and on the other the image of the Mother of God. These medals may be worn hung from a string around the neck, or in a pocket, or sewed in one's clothes." (Bronzelet, Pastoral Companion, page 154.)

Could you please tell me what a Catholic girl could do in a case like this. There are so many rules and all—so, by way of settling an argument, what is the Church ruling in this case: A young girl marries a divorced man by a justice of the peace, then later, she finds out that the man has a wife whom he has never been divorced from. He's really a bigamist and a divorced man. Now that girl isn't really married in the eyes of the Church or the law, is she? Could she get an annulment (divorce) from this man, obtain absolution from the priest and go back to the sacraments? And what about children of this marriage?

This girl is not married in the eyes of the Church for two reasons, namely, if the first marriage of this man was a valid marriage he is not free to marry while his wife is living. It makes no difference whether he was divorced or not. Secondly, a Catholic must be married before a priest. There is no marriage either according to the laws of the state, which voids bigamous marriages. The girl should obtain a statement of annulment according to the laws of the state. Having separated from that man she may go to confession and receive absolution. The care of children may have to be decided by court action. The girl must try to obtain rights over the children and then see that they obtain a Catholic training. In this case it might be best that they be placed in an orphanage, especially if they are small.

Who is the second Adam?

This expression refers to Christ, the Redeemer.

---

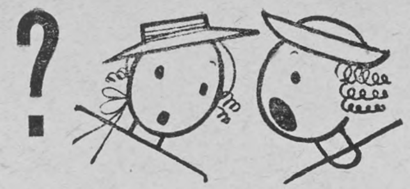
nuts, we would require no reason at all, or to put it more mildly, the nuttier we become the less reason would be necessary. On the other hand, the more we use this reason the more we approach the so-called human standard. We are not judged by the amount of brain matter contained within our skulls, but rather by its quality.

If nations have forgotten their purpose in the structure of civilization, if they have forgotten why man was created in the first place, can we blame them if they no longer can or no longer care to distinguish right from wrong, truth from falsehood, God from the devil, —and, in more recent times, communism from democracy?

Be comforted, dear Reader! Medical scientists have not yet become supermen. The diseases that will need to be cured will always be a jump ahead of the drugs we have at our disposal. God forbid, that the medical profession will ever be given the power to fashion life in a test-tube, or even begin to understand the secrets of death.

Does this not prove to us that there must be a Superior Being, a God, and that we must be subject to Him, since He has given us all the tools necessary to take a human being apart, study his every nook and corner, know exactly how he is composed? And yet, we lack everything to put him together again, build him up from nothing,—from the ashes left over in the grave to a thing of intelligence with a specific place in society and in the universe.

Have you heard these ?



A negro hooked such a big fish one day that it pulled him overboard. As he crawled back into the boat, he sighed philosophically:

"What ah wants to know is, is dis niggah fishin' or is dat fish niggahin'?"

* * *

"If this class," said the professor after his students had made a miserable showing in their tests, "were to stand up and form a circle, I'd be liable to arrest under the federal statutes."

"Why?" he was asked.

"Because I'd be harboring a dope ring."

* * *

Bore: "I'm a born enthusiast. Whatever I undertake I throw myself into wholeheartedly."

Listener: "I wish you'd undertake to dig a deep hole."

* * *

"Did your mother kill any moths with those moth balls I gave you?"

"No, sir; she tried for three hours but she could not hit one."

* * *

A boy was witness, and the lawyer said: "Did anyone tell you what to say in court?"

"Yes, sir."

"I thought so. Who was it?"

"My father, sir."

"And what did he tell you?"

"He said the lawyers would try to get me all tangled up, but if I stuck to the truth I would be all right."

* * *

Visitor: "Will you walk with me to the street car?"

Little Boy: "No, ma'am, 'cause mother said we'd eat as soon as you left."

Sailor: "Now that I've told you I am going to marry Doris, Doc, there is one thing I want to get off my chest."

Doctor: "Just sit down, my boy, and tell me what it is."

Sailor: "A tattooed heart with the name Mabel on it."

A grouchy naval officer fell overboard and was rescued by a sailor. When he spoke of a reward, the sailor replied:

"The best reward for me, sir, is to say nothing about it. If my mates hear I pulled you out, they'll jolly well throw me in."

"Did my medicine do any good, Mrs. Jones?"

"A wonderful remedy, doctor. I took three spoonfuls for my cough, rubbed three into my knees for rheumatism and the rest I used to clean the silver."

"Mike, I wish I knew where I was going to die. I'd give a thousand dollars to know the place where I'm going to die."

"Well, Pat, what good would it do if yez knew?"

"Lots," said Pat. "Shure I'd never go near the place."

The professor of chemistry was giving a lesson on the powers of different explosives.

"This," he explained, "is one of the most dangerous explosives of all. If I fail in the experiment, we are liable to be blown through the roof. Kindly come a little nearer, so that you may follow me more closely."

"Stop reaching across the table, Junior. Haven't you a tongue?"

"Yes, sir, but my arm is longer."

The Student's Burse . . .

Previously acknowledged	$1,837.10
Mrs. J. Huber, Regina, Sask.	1.00
A Friend, Kerrobert, Sask.	2.00
Mr. J. P. Heisler, Windsor	1.00
A Friend, Regina, Sask.	1.00
Total to date	$1,842.10

Please send your contributions to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.



An Appropriate and Pleasing

PRESENT or GIFT

for a

BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY

for a Relative or Friend is a year's Subscription to

THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

Enclosed you will find $2.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of:

Name ....

Address ....